Die Zukunft.

Berlin, den 18. Juli 1903.

Die Hofbank.

Vierundvierzigster Tag der Hauptverhandlung in Sachen wider die Direktoren und Taxatoren der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank. Auf Tischen, Stühlen und Stufen des Großen Schwurgerichtssaales Akten, Geschäftsbücher, Gutachten, Briefe; was an Dokumenten zur Lebensgeschichte der Pommernbank und ihrer Töchter nur irgend aufzutreiben war. Vorn drei Stenographen, rechts Bücherrevisoren; über dem Ganzen die würdevoll ruhige Stimmung einer Concernberathung. Kein lautes, heftiges Wort, kein Versuch, die Angeschuldigten herunterzudrücken, mit mißtrauischen Fragen zu foltern, als überführte Verbrecher zu behandeln; im ganzen Saal kein düster dräuendes Rächerhaupt, keine bleiche Sündermiene. Der Vorsitzende, ein wohlwollender alter Herr, der sich gewissenhaft, doch ohne Uebereifer müht, in das Dickicht dunkler Transaktionen, Kalkulationen, Usancen zu dringen, und jedesmal hörbar aufathmet, wenn der pünktlich wiederkehrende Refrain seines Verhörs: „Ist sonst noch eine Frage an den Zeugen?" unbeantwortet bleibt. Der Referent behäbig, mit einem pechschwarzen, von schlauen Aeuglein erhellten Kopf; sichtlich gescheit und in dem entlegensten Winkel der Prozeßgegend des Terrains kundig. Neben ihm der Staatsanwalt: leise, höflich, elegant, mit stillen, gelassenen Gesten und einem angenehm kühlenden graublauen Blick, der freundlich zu fragen scheint, ob an der Schuld der Angeklagten wirklich irgendwo noch gezweifelt werde; nichts von dem hochfahrenden Prokuratorenton, der den Beschuldigten einschüchtern, ducken, aus sicherer Verschanzung scheuchen soll. Kein ungeduldiger Widerspruch gegen Beweisanträge; den Hypothekenbankdirektoren wird alles nöthige Material

zur Verfügung gestellt und sie dürfen, so oft es unerläßlich scheint, halbe und ganze Stunden lang in Nebenräumen mit den von ihnen gewählten Sachverständigen die Ziffern und Berechnungen des Anklägers prüfen. Da sitzen sie; hinter Sellos blankem, frisch und hoffnungfroh glänzenden Epikuräerantlitz, dem Kopf eines klugen hanseatischen Patriziers, sucht und findet sie der Betrachter. An der Ecke, neben dem bildhübschen, soignirten Assessor der Staatsanwaltschaft, der Kommerzienrath Schultz, einst Prokurist und gelehriger Schüler Eduards Sanden. Untersetzt; gelbliche Fettfarbe; kurz geschnittener blonder Vollbart; Smoking; breite, gestärkte Hemdbrust; Erscheinung und Eleganz eines wohlhabenden Kolonialwaarenhändlers. Etwas kleinbürgerlich Biederes in der Art, sich zu geben; über derben Instinkten ein dünner Kulturfirniß. Den Mann, der während seiner Jungesellenzeit an der Riviera den viveur großen Stils spielte und durch Milliardärtrinkgelder die verwöhntesten Kellnerherzen entzückte, hätte Keiner sich so vorgestellt. Hier wirkt er wie Einer, der im dionysischen Rausch nie über die Doppelkronenorgien von Wilmersdorf und Halensee hinausgelangt ist. Ein vierschrötiger Bürger, der zäh und zuversichtlich um sein Recht kämpft. Nicht die kleinste Behauptung des Anklägers und der Belastungzeugen läßt er, der, wie sein Kollege Romeick, seit fünfundzwanzig Monaten in Untersuchunghaft sitzt, unkritisirt vorübergehen, hat die meisten Ziffern im Kopf und vertheidigt sich, mit einer an rasches Redetempo gewöhnten, zu geschäftsmännischer Kälte erzogenen Stimme, im zurückhaltenden Ton gekränkter, doch des Sieges gewisser Unschuld. Daß die Verhöre einer Concernberathung gleichberechtigter Gentlemen ähneln, ist wohl wesentlich sein Verdienst; aus der Rolle fällt er nur, wenn Herren, die ihm als Beamte früher unterstellt waren, jetzt wider ihn aussagen sollen und er zwischen dem direktorialen Befehlston und der sanftmüthigen Bescheidenheit des ängstlich um günstige Stimmung besorgten Häftlings schwankt. Ein scharfes Ohr hört dann, wie schwer solche blasse Demuth dem Herrn Hofbankdirektor und Kommerzienrath wird. Viel schwerer als dem Nachbar zur Rechten. Herr Romeick hat die beflissene Höflichkeit eines Detailgeschäftsmannes, der im Umgang mit der Ladenkundschaft das flinke Dienern und Lächeln gelernt hat. Zu diesen Verkäufermanieren paßt die Erscheinung nicht, die jetzt, seit in der langen Haft des Leibes Fülle zusammengeschrumpft ist, eher auf einen würdigen Ministerialbureaukraten schließen ließe. Ziemlich groß; dichtes graues Haar; langer, fast schwarzer Bart; hinter dem goldenen Kneifer listige Augen, die blinkend immer erkunden möchten, ob das nächste Wort nicht am Ende im Saal die Atmosphäre

verderben könnte. Doch trotz aller Vorsicht vermeidet er Fehltritte nicht so sicher wie der Stämmige im Smoking. Sein Privatverbrauch wird erwähnt und eine Liste seiner Jahresausgaben vorgelegt. Statt diesen heiklen Punkt bis zum Schlußvortrag der Vertheidiger unberührt zu lassen, erbittet Herr Romeick sich das Wort. Was auf der Liste stehe, sei nur zum Theil als Privatverbrauch anzusehen. Und nun zählt er die einzelnen Posten auf. Sechstausend Mark für Doktor und Apotheker. Zweiundzwanzigtausend Mark für zwei Wagen und vier Pferde („weil ich damals die Villa in Wilmersdorf bezog und, nur im Interesse der Bank, Fuhrwerk haben mußte"). Zehntausend Mark der Ehefrau zum Geburtstag geschenkt. Und so weiter ... Die Richter horchen auf. Hier wissen sie, mit ihren fünftausend Mark Jahresgehalt, besser Bescheid als im finsteren Reich der Pfandbriefe, Prioritäten, Baugelder, Cessionen und Beleihungen. Ein paar Minuten lang ists bänglich schwül im hohen Saal. Das also ist der standard of life dieser Leute; so wirthschaften sie, nach eigenem Geständniß, mit dem Geld. Niemand unterstreicht die Ziffern; stiller nur wirds und der muntere Blick des Staatsanwaltes wiederholt, eindringlicher als vorher, die Frage, ob noch immer irgendwo ein Kindergemüth an der Schuld der Angeklagten zu zweifeln wage. Und Herr Romeick möchte doch gar so gern einen guten Eindruck machen. In den Pausen grüßt er artig Jeden, der für Zeitungen schreibt, geschrieben hat, je schreiben könnte; und wenn er den Herrn Landgerichtsdirektor, den Herrn Landgerichtsrath, den Herrn Zeugen anredet, fühlt man, wie er die hohe, höfliche Stimme zu devotester Schmiegsamkeit ölt. Faßt keinen Hörer der ganze Jammer der Menschheit an? Ahnt keiner, was die zweijährige Haft, was die Hauptverhandlung den jäh von der Höhe Gestürzten an beschämender Pein gebracht hat? ... Es geht zu Ende. Noch ein Zank um Zahlen, noch einmal widersprechende Gutachten der für und wider die Anklage zeugenden Bücherrevisoren, ein letztes Mal jetzt der Refrain: „Sind noch Fragen zu stellen?" Schweigen ringsum. „Die Beweisaufnahme ist geschlossen."

Nach vierundvierzig Verhandlungtagen. Die ältesten Kriminalisten erinnern sich keines so langen Prozesses. Dennoch wird Mancher fragen, ob die Beweisaufnahme nicht zu früh schloß, nicht sehr Wesentliches unerörtert ließ. Ueber die Schuld oder Unschuld der Angeklagten kann nur der im Gestrüpp des Handelsrechtes, des Hypothekenbankgesetzes und der Baupekulation Heimische urtheilen. Vielleicht waren sie für ihre schwierige Arbeit nicht gründlich genug vorgebildet und wurden, in skrupelloſem Leichtsinn, der Pflicht untreu. Vielleicht hätten sie, wenn sie am Ruder geblieben wären, ihr Schiff-

lein durch Gischt und Brandung gesteuert und in zehn, zwölf Jahren die allzu früh von ihnen escomptirte Werthsteigerung des berliner Bodens erlebt, an der ihre Finanzen gesunden konnten. Ich weiß es nicht; weiß nur, daß seit Strousbergs Herbsttagen in jeder Krachzeit von der Gemeinschaft der Reinen ein paar Sündenböcke in die Wüste geschickt werden — „auf daß der Bock all ihre Missethat in eine Wildniß trage" (3. Mose, 16, 22) —, und finde tiefe Weltweisheit in dem Wort, das Herr Frank Wedekind seinen Hochstapler Keith sprechen läßt: „Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte". Im christlichen Europa giebt es nur einen festen Moralmaßstab: den Erfolg; die hehren Sittensprüche und Gewissensregeln auf dem Futteral gelten höchstens noch für die Kinderstube. Hätte die Gunst der Konjunktur drei Jahre länger gewährt, dann säßen die Herren Schultz und Romeick heute im wärmenden Besitzrecht patrizischer Ehren und beträten den Gerichtssaal nur mit der schneeweißen Weste des Sachverständigen, deren ehrsame Sauberkeit kein schnöder Zweifel bekriechen darf. Daß es anders kam, war ein Zufall, die Folge eines Konjunkturenwechsels, den die Pommernbankdirektoren nicht früh genug witterten. Für alles Andere hatten sie vorgesorgt: von der Aufsichtbehörde wurden sie nicht genirt, bei Hofe waren sie sehr beliebt und wohlwollender Behandlung in der Presse ganz sicher. „Die Beweisaufnahme ist geschlossen." Schade. Wir hätten gern gehört, wie sich die Aufsichtbehörde in der kritischen Zeit verhielt, auf welchen Wegen der privilegirende Titel der „Hofbank der Kaiserin" erworben, für welche Verdienste Herr Schultz, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftvorstände, zum königlich preußischen Kommerzienrath ernannt und an welchen Ketten die Presse aus der Kontrolpflicht gezogen wurde. Das gehört nicht zur Sache? Daß ein morsches Institut sich mit dem Nimbus einer „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin" schmücken und mit der „Staatsaufsicht durch die königlich preußische Regirung" Reklame machen darf? Daß die Presse Jahre lang das Publikum über den Status der Pommernbank und der Strelitzbank täuscht und im Landtag vom Chef der Centralinstanz über die Sicherheit der Pfandbriefe falsche Auskunft gegeben wird: das Alles gehört nicht zur Sache? So muß es wohl sein; denn Niemand bemüht sich, diesen Fragen die klare Antwort zu finden, die ohne Zeugnißzwang und Eidespflicht schwer zu erreichen sein wird, immerhin aber gesucht werden muß.

Vor fünf, sechs Jahren tauchte in der Presse und im preußischen Parlament die Absicht auf, die Pfandbriefe der Hypothekenbanken für mündelsicher zu erklären. Miquel war ein Gegner dieses Planes — dessen Ausführung das Prestige der Hypothekenbanken natürlich ungemein erhöht hätte —

und soll den jungen berliner Privatdozenten, der in der streitigen Sache das Wort ergriff, mit Daten unterstützt haben. Der tapfere und tüchtige Mann hieß Dr. Paul Voigt; im Sommer 1900 kam der erst Achtundzwanzigjährige auf einer Alpenwanderung ums Leben. Seine Brochure „Hypothekenbanken und Beleihungsgrenze" war im Frühling 1899 erschienen und hatte bewiesen, daß namentlich in den neueren Stadttheilen und Vororten Berlins geradezu ungeheuerliche Uebertaxirungen und Ueberbeleihungen vorgekommen waren. Die Schrift, die schon auf alle nach dem Zusammenbruch der Spielhagenbanken und dem Pommernkrach enthüllten faulen Stellen hindeutete, wurde viel besprochen und vereitelte den Plan, die Grenze der Mündelsicherheit zu verrücken. Im Abgeordnetenhaus aber erklärte Herr von Hammerstein-Loxten, der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, am sechsundzwanzigsten Juni 1899: „Gegen die gegenwärtige Sicherheit der Hypothekenpfandbriefe können begründete Bedenken nicht erhoben werden." Ihm erwiderte der Bericht der Budgetkommission: „Bereits im Frühjahr und Sommer 1899, als sowohl der Chef des die Aufsicht führenden Ministeriums wie der Dezernent für die Beaufsichtigung der Hypothekenbanken alle Hypothekenbankpfandbriefe für gleichmäßig sicher erklärten, herrschten mindestens bei einer dieser Banken die allertraurigsten Verhältnisse." In Moabit ist jetzt festgestellt worden, daß der Pommernbankdirektor Schulz mit seinem Aufsichtrathsmitglied Herrn Christians, dem Herausgeber des „Deutschen Oekonomisten, Spezialorgan für Realkredit und Hypothenbankwesen", oft zu Besprechungen ins Landwirthschaftministerium kam. Das Reichsgesetz vom dreizehnten Juli 1899 bestellte den Hypothekenbanken Treuhänder, die alle wichtigen Urkunden und Werthpapiere zu prüfen und mitzuverschließen haben, dafür sorgen sollen, daß die vorgeschriebene Deckung stets vorhanden ist, und untersuchen können — nicht: müssen —, ob der festgesetzte dem wirklichen Werth entspreche. Auch diese Beamten haben nicht, wie man doch erwarten durfte, rechtzeitig vor der Gefahr gewarnt. Sie können, nach dem Gesetz, von der Bank eine Vergütung fordern und werden, wie ein katholischer Abgeordneter erzählte, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise besoldet", — von den Banken, deren Geschäftsführung sie als unbefangene Kritiker beaufsichtigen sollen. Und welcher Sphäre wurden diese Treuhänder entnommen? Herr Eugen Richter hat im Landtag auf diese Frage geantwortet: „Ich habe mir die Liste der Treuhänder der berliner Hypothekenbanken geben lassen und daraus erfahren, daß man hier neue Sinekuren für die Vortragenden Räthe aus den Ministerien einrichten zu können geglaubt hat. Vortragende Räthe aus dem

Finanzministerium, dem Landwirthschaftministerium, der Centralgenossenschaftkasse, der Seehandlung sind hier mit einbegriffen. Ob die Herren mit ihrer Stellung im Ministerium dabei nicht unter Umständen in Konflikt kommen, will ich dahingestellt sein lassen." Der konservative Herr von Arnim meinte, ein solches Doppelverhältniß sei „in hohem Grade unerwünscht und dem Ansehen der Staatsbehörde schädlich". Also: nach Voigts Alarmruf erklärt der zuständige Minister alle Bedenken gegen die Sicherheit der Pfandbriefe für unbegründet; dennoch werden die Hypothekenbanken unter Kontrole gestellt; zu Kontroleuren werden sie hohe Ministerialbeamte; diese Beamten, deren unbeirrter Scharfblick die Kundschaft und die Aktionäre der Hypothekenbanken vor Schaden schützen soll, werden erstens vom preußischen Staat, zweitens, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise", von den ihrer Kontrole unterstellten Banken besoldet und finden keinen Anlaß zu öffentlicher Warnung, die, wie bald danach der Spielhagenkrach lehrt, doch sehr nöthig war ... Wie lautet der schöne Satz? „Das gehört nicht zur Sache".

Preußen kennt keine Ministerverantwortlichkeit; und kein Gesetz sichert dem durch Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit eines Staatsbeamten Geschädigten den Regreßanspruch. Herr von Hammerstein-Loxten wurde in Moabit nicht vernommen. Er hätte vielleicht gefragt, wie ihm denn ein böser Verdacht gegen Institute gekommen sein sollte, an deren Spitze die frommen, von höchster Hofgunst bestrahlten Herren Sanden und Schultz standen. Merkwürdiger ist, daß man in foro nicht zu erforschen suchte, wie diese Gunst gewonnen ward. Vierundvierzig Tage währte die Beweisaufnahme. Unzählige Zeugen und Sachverständige wurden verhört. Aber wir erfuhren nicht, auf welchem Wege Herr Schultz den Titel eines Kommerzienrathes, seine Bank das höfische Weihezeichen erwarb. Sollte am Ende ein wichtiger Zeuge nicht vorgeladen worden sein?.. Doch nur Geduld; ich muß diesen Prolog schließen, ehe vor Gericht die Schlußvorträge begonnen haben. Noch bleibt dem Staatsanwalt, den fünf Vertheidigern, den beiden Hauptangeschuldigten Raum und Recht zu freiester Rede. Sie Alle können uns über die Herkunft des Hofbankprivilegs und über die Wächterarbeit der berliner Presse noch manches Wissenswerthe erzählen. Die Beweisaufnahme ist geschlossen; aber sie kann durch Gerichtsbeschluß bis zur Verkündung des Urtheils stets wieder eröffnet werden. Und glaubt die Strafkammer, zur Fällung eines gerechten Spruches neuen Materiales nicht mehr zu bedürfen, dann bleibt noch immer die Möglichkeit, fern von Altmoabit die Untersuchung weiterzuführen und Titelverschleißer, Erpresser und Fälscher vor den Thing der Volksgenossen zu heischen.

Im Wunderland.

Ich hatte lange ganz still gelegen, in der Dunkelheit und in Schmerzen, denn ich hoffte auf kein Mitleid; wußte ich doch, daß die Menschen in meiner Umgebung taub seien und mein Wehklagen nicht hörten. Ich wußte auch, daß sie blind seien und die große Wunde an meiner Seite nicht sahen, wenn ich sie auch noch so sehr vor ihren Blicken entblößte. So hatte ich lange gelegen, ganz still in der Dunkelheit und in Schmerzen. Und konnte nicht leben und konnte nicht sterben.

Doch mit einem Mal wich der Schmerz und die große Schwere, die meinen Leib gefesselt hielt, fiel ab wie eine gelöste Kette. Nun war ich frei und konnte die Arme strecken. Ich konnte aufrecht sitzen und aufstehen. Mir war eine Kraft gekommen.

Aber sie blieb ohne Genesungfreude, denn ich wußte, daß ich nie wieder dorthin zurückkehren durfte, wo mir einst Alles lieb und vertraut gewesen, und daß die Kraft nur erschienen war, mich in traurige, unbegreifliche Fernen zu treiben. Ich wußte: nun ging es ins Wunderland.

Da gürtete ich mich und zog Schuhe an meine Füße und schritt hinaus, geraden Weges in die Finsterniß.

Es war mir aber gegeben, die Dunkelheiten auseinander zu schieben, wie man schweren, faltenreichen Stoff auseinanderschiebt. Die Dunkelheiten ballten sich und ich eilte hindurch. Je weiter ich ging, desto leichter ward es mir, sie mit den Armen zu theilen; denn sie wurden durchsichtiger und zarter, bis sie nur noch dünnen, grauen Schleiern glichen. Als ich den allerletzten dieser Schleier auseinandergerissen hatte, war es Morgen in Wunderland.

Und ich stand vor einem Bild, wie es mir längst bekannt war aus meinen Träumen. Gewaltige Stufenreihen führten zu einer Säulenhalle empor, die von hohen Standbildern erfüllt war. Wie Schnee und Eis von Bergeskuppen schimmert, so schimmerten die weißen Marmorleiber von ihrer Höhe und blickten kühl und frei über die Welt. Aber zu Füßen eines jeden dieser Standbilder kauerte ein Bettelweib und weinte. Wie geschmolzener Schnee, wenn der Föhn weht, von den Bergen herabgeweint wird, so troffen ihre Thränen und flossen über die Stufen und bildeten Lachen hier und da auf dem Sand. Und von Zeit zu Zeit erhoben die Weiber ihre Stimme und riefen mit langgedehntem Klagelaut ewig das selbe Wort: „Zu spät, zu spät!"

An den unteren Stufen kauerten andere Bettelgestalten. Diese weinten nicht, sondern hatten brennende Augen, mit denen sie Etwas suchten und immer suchten. Sie hatten auch brennende Lippen und fragten immer wieder, wie im Fieber: „Ist es noch nicht Zeit? Ist es wirklich noch nicht Zeit?"

Doch die Stufen hinauf und hinunter schritt gemächlich ein hinkender Wächter. Er lachte die Bettelleute aus, die ihm die Hände hinstreckten, und sprach zu einem Jeden: „Du bekommst schon Dein Theil!"

Aber von oben klang es: „Zu spät, zu spät!"

Da hielt ich den Wächter an und sagte zu ihm: „Was ists für ein Tempel, dessen Wächter Ihr seid?"

„Der Tempel ist dem Ruhm geweiht", antwortete er, „und ich bin sein treuster Diener, der Erfolg."

Er sah, daß mein Blick mit schmerzlicher Verachtung über seine Gestalt glitt, und fuhr fort: „Ich hinke. Das ist freilich wahr. Einst hat mich ein Gott zornbebend die Tempelstufen hinabgeworfen, weil er mich geschmacklos fand. Nun komme ich meistens zu spät. Soll ich Einen zur Halle einführen, ist er schon ganz verbittert, erschöpft oder gar verstorben und begraben. Dann setzt sich so ein unverschämtes Klageweib zu seinen Füßen nieder und jammert, daß ich niemals zu rechter Zeit komme, niemals Denen ein freundlicher Führer in diesen Tempel bin, denen mein Kommen Erlösung wäre von Herzenspein, von Noth und Tod." Er ließ mich stehen und humpelte weiter.

„Und Das ist der vornehmste und freudigste Tempel in Wunderland! So mögen alle Götter des Wunderlandes vergehen und verdämmern, da sie keine besseren Wächter an die Schwelle ihrer Tempel setzen!" Ich rief es laut und schied eilenden Schrittes von dieser Stätte des höchsten Hohnes und ging weiter, um das Thal zu suchen, in dem keine Götter wohnen sollen.

— —

„Wo ist das Thal, in dem weder Götter noch Götzen Thränen und Blut für ihre Huld verlangen?" fragte ich.

„Ihr meint wohl das Thal des Glückes?" gab mir ein Hirt zur Antwort. „Das liegt hinter den steilsten Bergen der Welt. Eine Schlucht führt hinein mit so enger und kleiner Mündung, daß eine ganz enge und kleine Thür sie verschließt. Und ein tückischer Kobold macht so elende Späße an dieser Thür, daß Jedermann lachen muß. Wer aber an der Thür des Glückes lacht, kommt nie mehr hinein."

Ganz leicht fand ich nach der Weisung des Hirten den Weg bis an die kleine Thür zwischen den steilsten Bergen der Welt. So leicht schien mir der Eintritt, daß ich über die Dummheit der Menschen in Wunderland staunte, die nicht hineingelangen konnten.

Vor dem verschlossenen Thürchen stand ein steinerner Tisch. Mitten darauf lag der Schlüssel. Beim Nahen hielt ich es gar nicht für schwer, ihn zu ergreifen, obwohl der Tisch nach der Körpergröße eines Riesen gemessen war. Als ich aber die Hand ausstreckte, gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß ich nicht hinauflangen konnte. Wie ich mich auch recken und anstrengen mochte: die Finger reichten immer nur bis an den Rand der Tischplatte, nie weit genug, den Schlüssel zu fassen.

Zwei kluge, freundliche Augen sahen mich plötzlich an. Sie leuchteten aus dem Gesicht eines affenartigen, goldbetreßten Männchens. Es mußte der Kobold sein, von dem der Hirt mir gesprochen hatte.

„Ich bin der Pförtner. Was steht zu Diensten?" sagte das Männchen mit so höflicher Verbeugung, daß ich Vertrauen zu ihm faßte.

„Ach, ich möchte nur groß genug sein, um den Schlüssel zu nehmen" meinte ich kleinlaut.

„Bitte!" erwiderte das Männchen. Im selben Augenblick fühlte ich meine Glieder viel weiter von mir entfernt als gewöhnlich. Mit Leichtigkeit faßte ich den Schlüssel und ging zum Pförtchen. Doch ich konnte unmöglich durch die

eng an einander stehenden Pfosten. Ich war viel zu groß und zu breit und glaubte, noch immer zu wachsen. Kaum sah ich meine Füße: so hoch war ich aufgeschossen. Da wollte ich voll Wuth nach dem Kobold greifen, doch er hüpfte wie ein Insekt an mir auf und ab und rief immer höhnischer: „Was steht nun zu Diensten?"

„Ich will klein genug sein, um durch das Pförtchen zu dringen, Du Unhold!"

„Bitte!" sagte der Pförtner.

Ich schrumpfte wieder ein und stürmte zu der Thür. Dabei entglitt meinen immer kleiner werdenden Händen der Schlüssel, und als ich mich umsah, lag er wieder mitten auf dem Tisch. Und der Tisch war zu hoch, als daß ich den Schlüssel hätte ergreifen können. Da lachte ich. Ich lachte aus Verzweiflung. Und so heftig war das Lachen der Verzweiflung, daß die Felsen bebten.

Ein wildes Schluchzen antwortete auf mein wildes Gelächter. Felsen über Felsen stürzten ein. Unkenntlich, verschüttet und verloren war der Weg zum Thal ohne Götter. Da floh ich auch diese Stätte des Hohnes, floh über die Berge und durch die Thäler, bis ich in eine große Ebene kam.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Abend geworden in Wunderland. Aber von Westen her, wo die Sonne versank, flammte es auf der Erde, als ob sich aus ihrem Gluthkessel Funken in das Labyrinth eines großen Waldes verirrt hätten. Von Weitem hielt ich dieses Waldes mächtige Stämme für Rosenbäume, die Tausende von Blüthen trugen. Es gab keine weißen und keine gelben Rosen darunter: alle, alle leuchteten purpurroth. Und purpurrothen Tropfen gleich regneten die Blätter der voll erblühten nieder von den Zweigen und Zweiglein. Die Blumen glühten so stark, daß die Zweige zu brennen schienen, wie vom Feuer gemartert. Aber statt Rauch und Qualm kam von der scheinbaren Brandstätte süßer Duft.

Als ich näher kam, erkannte ich Flügelgestalten im Walde. Sie waren emsig um die Bäume bemüht und pflückten die erblühten Rosen in goldene Körbe. Sie flogen hin und her, geschäftig wie Bienen vor dem Feierabend. Ein leises Singen und Summen ging von ihnen aus. So fleißig sammelten und ernteten sie mit schlanken Fingern, daß sie bald Tausende von Rosen abgenommen hatten und die Körbe von der Purpurlast übervoll waren. Dann brachten sie alle Körbe zu einer großen Presse, die vor dem Walde stand, und zermalmten die Blüthen. Aus dem Tode von Tausenden und Abertausenden wurde ein heiliger Tropfen köstlichen Duftes gewonnen und in geheimnißvollem, schlankhalsigem Fläschchen verwahrt.

Als ich nah genug stand, um das seltsame Treiben deutlich zu erkennen, gewahrte ich, daß man nicht Rosen zu Tausenden zerpflückt und zermalmt hatte, um einen heiligen Tropfen köstlichen Wohlgeruches zu gewinnen, sondern daß all die Blumen, die geerntet und gesammelt, zerbrochen und zerpreßt auf einander lagen, Tausende und Abertausende frisch erblühter, hoffender, in Liebe flammender Herzen waren.

Da berührte ich die Schulter eines der geschäftig hin und her fliegenden Engel und sah ihn an mit leiser, ehrfurchtvoller Frage. Er wandte sich flüchtig nach mir um und sagte: „Ja! Dein Herz ist auch darunter. Wir brauchen die frisch Erblühten, die Hoffenden, die in Liebe Entflammten zu unserem Tagwerk.

Aus Tausenden und Abertausenden solcher zuckenden, vernichteten Herzen wird ein Tropfen herrlichster Weisheit gepreßt. Und der Duft dieses einen Tropfens ist so stark, daß er über Jahrhunderte dauert. Aus solchen Tropfen wird der große Trank des Heils bereitet. Aber man braucht lange, bis er fertig wird."

Tief betrübt verließ ich den Wald mit seinem traurig süßen Opferduft.

— —

Und ich kam an das Meer.

Jetzt war es Nacht geworden in Wunderland.

Mein Blick fiel auf ein seltsames Treiben. Das Meer schwemmte Leichen an den Strand und die Erde schien zu wogen und zu wallen wie das Meer; und auch ihre Wogen spien Leichen hervor. Und mitten in die Gräuel trat eine Gestalt, die sich vom Mond an einer schwindelnden Sternenleiter herabgelassen hatte. Sie trug eine stolze Krone auf dem Haupt und eine Maske vor dem Gesicht, die sich aber fortwährend änderte, so daß es ergötzlich war, dies Spiel zu betrachten. Die Gestalt beugte sich zu den Leichen und küßte sie. Nun kam Ruhe über das Meer und über das Land; und die Leichen erhoben sich und lächelten und verbeugten sich vor der dem Mond entstiegenen Frau, wie vor einer Königin. Und einer huldvollen Herrscherin gleich, machte sie allen Erweckten Geschenke. Jeder Tote und jede Tote bekam einen Spiegel, einen Schminktopf und ein Zaubergewand. Die also Beschenkten spiegelten, schminkten und schmückten sich. Einige sangen, Einige tanzten, Andere spielten auf Instrumenten. Die Königin stand in der Mitte und ermunterte sie. Etwas hohl und blechern klang ihre Stimme; aber die Worte waren desto freundlicher. „Laßt uns fröhlich sein!" rief sie, „denn schön ist das Leben!"

Da fiel ich auf mein Antlitz vor ihr nieder und flehte sie an: „Nimm mich auf, Königin des Wunderlandes! Ich habe Dich erkannt und will Dich verehren. Du bist die heilige Lüge! Küsse mich auf den Mund, damit auch ich mir selbst fröhlich und lebendig scheine wie die anderen geschminkten und geschmückten Leichen, damit ich Dir zu Ehren tanze und heitere Lieder singe und in die goldene Harfe greife."

Aber die Königin fluchte mir: „Du hast meinen heiligen Namen genannt, der unnennbar ist, und mich erkannt, die ich unerkennbar bin. Du bist verstoßen aus meinem Reich der Freude. Weh Dir! Hinweg von diesem Gestade!"

Und verbannt aus dem Reich der großmüthigen Königin, die einzig und allein Glück spendet in Wunderland, vertrieben von dem Angesicht der heiligen Lüge, schwankte ich irren, müden Fußes zurück in die Dunkelheiten, aus denen ich gekommen war ...

Schleier regneten nieder, Vorhänge schlossen sich, die Kette tiefster Erschöpfung legte sich mir von Neuem um Arme und Füße, blutig klaffte die Wunde an meiner Seite. Und ich sank zurück, still in das Dunkel, klaglos in das Leid.

Und konnte nicht leben und konnte nicht sterben.

München. Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Der letzte Obrenowitsch.

Im Februar dieses Jahres habe ich mich an das deutsche Publikum mit einem Essay über die Frauen der Obrenowitsch*) gewandt, dem man vielleicht entnommen hat, daß nicht die Freude am Erzählen spannender Romane mir die Feder führte; denn gerade als ich dazu kam, von einer Verworfenen zu berichten, brach ich — zu wenig Professionist, um an der Ausbreitung solcher Dinge Gefallen zu finden, und zu wenig Prophet, um mir hiervon eine Wirkung auf die Stimmungen meines Volkes zu versprechen —, von tiefem Ekel erfüllt, ab. Heute aber, nachdem sich zugetragen, was grauenhafter nicht einmal die Einbildungskraft eines Shakespeare erdichten konnte, hat Jeder zu reden, der Etwas zur Klarstellung des in Serbien Geschehenen beizutragen weiß. Für einen Serben giebt es heute überhaupt keine dringendere Pflicht. Ich schloß damals mit der Frage, ob das grausame Gedicht von der serbischen Sagenburg, die nicht fertig werden kann, wenn man nicht die Frau eines der Burgherren in ihre Fundamente einmauert, nicht bald eine neue Strophe erhalten werde. Dabei dachte ich an das unglückselige Weib, das so viel Unglück und Schande über uns aufgethürmt und reichlich verdient hatte, vom Throne herabgerissen und in eine Klosterzelle eingesperrt zu werden, um so, lebendig eingemauert, ihre Verbrechen zu büßen. Nun aber ist sie von Soldatenhänden getötet worden und mit ihr der Aermste, der unter ihrem Einfluß zum Verfolger der besten Freunde seines Hauses, zum Peiniger der besten Patrioten seines Landes, zur blutigen Geißel dieses Landes selbst und der eigenen Eltern geworden war. Und jetzt stehen wir vor einem neuen, merkwürdigen Schauspiel: Europa, das diese Dinge Jahre lang mit angesehen hat, gedenkt heute nicht der namenlosen Leiden, die dieses Paar über uns brachte, sondern stellt sich auf die Seite der Unterdrücker. Ja, es zählt nicht die Verbrechen mehr, die gegen uns begangen wurden, sondern nur die Zahl der Schüsse, die im Konak fielen, die achtundfünfzig Säbelhiebe, mit denen man die beiden Leichen zerfetzte, die mitumgekommenen Verwandten und Vertheidiger — Burrus und Tigellinus —, es kanonisirt die Schuldigen und bezichtigt uns Serben der Barbarei. Nicht der König also, der durch Verfassungbrüche, Staatsstreiche und wahre Borgiagräuel die Achtung aller Herrscher und Völker verwirkt hatte, ist heute der Schuldige; und die Frau, durch die er uns zum Spott der ganzen Welt machte und die uns zur blutigen Quälerin wurde, ist jetzt eine Märtyrerin. Schuldig ist das serbische Volk, schuldig die serbische Armee sammt und sonders, diese Armee, die im heldenmüthigen Kampfe für die Unabängigkeit ihres Landes gegen einen zehnfach überlegenen und

*) S. „Zukunft" vom 7. Februar 1903.

zehnfach besser ausgerüsteten Feind 25 000 Tote und Verwundete, jeden zweiten Offizier, jeden vierten Milizsoldaten verloren hat. Sie heißt plötzlich ein Prätorianerhaufe; ihre Offiziere wurden in europäischen Zeitungen Mordbuben genannt. Und dieses Unrecht, das man dem Volk wie der Armee anthut, nimmt kein Ende. Denn nicht mehr von hastig arbeitenden Journalisten, sondern von den maßgebenden Leitern der europäischen Politik und selbst von der Höhe eines der ehrwürdigsten Throne der Welt, von dem Kaiser Franz Joseph, dessen Majestät uns Serben in so mancher schwierigen, gefahrvollen Lage väterlich in Schutz genommen hat, ist dieses Urtheil ausgesprochen worden. Und darum bittet heute ein Serbe ums Wort, um gegen dieses harte Verdikt zu appelliren. Wird man auch mir nachsagen, daß ich als Parteigänger der neuen Dynastie mit von der Verschwörung war und nun meine eigenen Handlungen vertheidige? Nein: Niemand wird so sprechen; und in den europäischen Kabineten weiß man: Der hier redet, ist ein überzeugter Monarchist, war Premierminister der Könige Milan und Alexander, hat die Karageorgewitsch als Feinde seines Königs und Herrn bekämpft und konnte in der Hitze des Gefechtes die Waffen nicht ängstlich wählen; er hat sein Leben lang der Dynastie der Obrenowitsch mit leidenschaftlicher Hingabe bis zur Selbstaufopferung gedient, — bis ihn die Heirath des Königs Alexander, dieser fürchterliche Selbstmord der Dynastie, ins Exil trieb.

Auf dem ganzen weiten Erdenrund giebt es kein Land, das ein besseres Schicksal verdient hätte als Serbien, und keins, das so vom Unglück verfolgt wird. Gleich seine ersten heroischen Unabhängigkeitkämpfe gaben ihm zwei um die Krone ringende Dynastien, beide national, beide um Serbien hochverdient; und ihr erbitterter Kampf brachte in das Volk die erste tiefe Spaltung. Das war noch nicht genug: einem Volk von Ackerbauern und Viehzüchtern wurde vom Ausland eine Verfassung aufgezwungen; und nun traten zu den zwei dynastischen noch zwei politische Parteien, die Verfassungtreuen und die Absolutisten, hinzu. Auch dabei blieb es nicht: die Familienzwistigkeiten der Obrenowitsch, die von der Zeit des Fürsten Miloſch bis zur Ehescheidung des Königs Milan fortdauerten, zerklüfteten das Volk weiter in die Anhänger des Fürsten und der Fürstin. Ferner gab es eine turkophile und eine russophile, also eine siebente und achte Partei, deren eine sich mit dem türkischen Suzerain zu verhalten rieth, während die zweite dem russischen Protektor zujubelte, als er die legale Wahl des Alexander Karageorgewitsch für nichtig erklärte, weil sie nicht im Beisein des russischen Vertreters vorgenommen war. Nach dem Pariser Kongreß, als das Protektorat auf alle Großmächte übergegangen war und deren Rivalität auf der Balkanhalbinsel begann, bekamen wir eine neunte und zehnte Spaltung, eine austrophile und eine frankophile Partei. Endlich, nach der Importirung des unbeschreiblich

verhaßt gewordenen österreichischen Bureaukratismus und der in natürlicher Reaktion dann um sich greifenden unausgereiften liberalen Ideen, vier weitere Parteien: eine liberale, eine fortschrittliche, eine radikale, ja, sogar eine sozialistische. Begreift man jetzt einigermaßen, was Alles in diesem einen, dem ersten Jahrhundert seines modernen Werdens an diesem armen Volke gezehrt hat? Eine der schlimmsten Formen der Brot- und Magenfrage kam noch hinzu, um uns völlig zu zerrütten. Man hatte nämlich die Volksbildung auf eine ganz fehlerhafte Basis gestellt; wohin man sah: rechts, links, überall ein klassisches Gymnasium; und all diese klassischen Gymnasien spien ein unverhältnißmäßig großes Beamtenproletariat aus, das, unfähig, einen anderen Lebensunterhalt zu finden, sich Hals über Kopf in die politischen Parteikämpfe stürzte. Noch jetzt verfügt ja jede politische Partei in Serbien über ihre eigenen vollständigen Beamtencadres, die, ohne Rücksicht auf Befähigung, nur auf Grund der Zugehörigkeit zu der herrschenden Partei im Amt sind, während die von der Krippe weggestoßenen Gegner hungern müssen und also sich nothgedrungen gegen die Regirung zusammenschaaren.

Weiter: 1876, 1877/78 und 1885 drei Kriege, drei mörderische Kriege nebst Allem, was einen Krieg begleitet und ihm folgt. Dann der Bau einer großen Eisenbahn, zu der uns der Berliner Vertrag verpflichtete, mitsammt dem kolossalen Lehrgeld, das dabei draufging, und schließlich die heillose Parteiwirthschaft mit dem Staatssäckel, die unsere Schulden auf über 460 Millionen brachte. Und das Resultat dieser Häufung von Leiden? Das Resultat dieser unerhörten Zersplitterung der nationalen Lebenskraft und dieses politischen und finanziellen Chaos? Zehnmaliger Thronwechsel in hundert Jahren; eine ewige Abwechselung von Ermordungen und Vertreibungen, von Depossedirungen und Restaurationen. Karageorg wurde ermordet, Fürst Miloschj zur Abdankung genöthigt, sein Sohn Michael vertrieben, Alexander Karageorgewitsch verjagt, der zurückgekehrte Michael von Mördern getötet, König Milan zur Abdankung gezwungen. Und das Furchtbarste daran war, daß all diese Herrscher, trotz ihren Schwächen und Fehlern, doch gute Patrioten waren, die dem Lande großen Nutzen brachten. Und da also das Fatum mit den Inhabern des Thrones nun einmal Fangball spielte, kann man sich vorstellen, wie es mit der Stetigkeit der Regirung aussah. Ich will gar nicht versuchen, alle Kabinetswechsel in diesen hundert Jahren zu zählen; es genügt, zu erwähnen, daß während der zehnjährigen Regirung Alexanders die Ministerien nicht weniger als fünfzehnmal wechselten, wobei jedesmal zugleich ein vollständiger politischer Systemwechsel mit völliger Beseitigung der ganzen Beamtenschaft bis zum kleinsten Diurnisten und Gemeindediener herab und mit Erschütterung der ganzen Staatsverwaltung stattfand. Ein einziges Ministerium Alexanders — das mit der Devise: „Serbien über

Alles" — hat tausendundeinen Tag gedauert; alle anderen haben ihre Existenz nach Monaten, nach Wochen gezählt und Bibulus wurde wieder zur Wahrheit; denn wirklich: es gab sogar Eintagsminister. Und man darf auch rückschließen: Was konnten diese Ministerien unter solchen Umständen leisten? Und wären es lauter Cavours und Bismarcks gewesen: in den Monaten und Tagen, die ihnen beschieden waren, hatten sie nicht einmal Zeit, sich in den laufenden Staatsgeschäften zu orientiren, geschweige denn, etwas Großes zu thun.

Und trotz dem Ozean von Elend, in dem es schier zu ertrinken drohte, hat dieses Volk eine Lebenskraft gezeigt, die Darwins Theorie von der Erhaltung der Art auch für die Geschichte der Völker bestätigt.

Wenn man bedenkt, daß Serbien im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein von Janitscharen und Dahijas grausam verwüstetes Paschalik war, dessen 1000 Quadratmeilen deshalb auch nur von 300 000 Menschen bewohnt wurden*), die in Wäldern versteckt, in elenden und zerstreuten Lehmhütten ihr Leben fristeten, ein Paschalik mit Saumpfaden statt der Landstraßen und ohne Schule, beinahe ohne Kirchen, ohne irgendwelche Gesetze oder Staatseinrichtungen wie ohne Handel und Wandel, weil dieses Volk eben von der Christenheit gänzlich vergessen und den Türken auf Gnade und Ungnade überlassen war, — und wenn man Dem gegenüber bedenkt, daß dieses selbe Serbien heute ein unabhängiges Königreich ist, mit beinahe drei Millionen Einwohnern, mit dreißig blühenden Städten, mit über tausend wohlhabenden Landgemeinden, mit einem Netz ausgezeichneter Verkehrswege und einer Volkswirthschaft, die jährlich Erzeugnisse im Werthe von 70 Millionen ausführt; wenn man endlich hinzunimmt, daß es heute nicht nur in jedem Dorf Volksschulen, sondern auch in jeder Kreisstadt Mittelschulen, landwirthschaftliche und gewerbliche Schulen und in seiner Hauptstadt eine Hochschule besitzt, daneben Museen, Kabinete, Laboratorien und Bibliotheken, eine Akademie der Wissenschaften und der Künste mit Gelehrten, die schon auf fünfhundertjährige europäische Universitäten berufen werden: dann muß man gestehen, daß die Lebenskraft, die Solches, trotz all den furchtbaren äußeren und inneren Kämpfen, erreicht hat, wahrhaft wunderbar ist. Und diese Schaffenskraft, diese moralische Kraft eines unter Martern und ewigen Kreuzigungen sich unzerbrechlich emporarbeitenden Volkes wollte ein junger Mann, vielleicht ein Neurastheniker, vielleicht ein Geisteskranker, wieder zerstören. Und fast wäre es ihm auch gelungen; denn schon hatte er sich ja, der von Gottes Gnaden und dem Willen des Volkes König war, durch eine Reihe von Verbrechen zum unumschränkten Herrn dieses Volkes gemacht. Dieser junge Verbrecher war der fünfte aus dem Geschlechte der Obrenowitsch, war Alexander I. Und

*) Rapport eines russischen Genieoffiziers aus dem Jahre 1806.

wenn die in die Irre geleitete Gegenwart in ihm den tragischen Helden sieht und das serbische Volk des Mordes beschuldigt, so wird doch die Historie in ihrem Urtheil über seine Verbrechen nicht schwanken.

Man erinnert sich des ersten Staatsstreiches, den er in der Nacht vom ersten April 1893 durchführte. Noch stand er nicht unter Dragas Führung, aber die Fähigkeit, ihr Schüler zu sein, kündete sich bereits an. Er rief das Heer zu seiner Hilfe, und wenn man es heute einen Prätorianerhaufen nennt, so hat er ihm damals den ersten Unterricht im Prätorianerthum gegeben; er bereitete seinen greisen Regenten, die dreimal die serbische Krone dem Hause Obrenowitsch erhielten, ein Borgiamahl. Er übernahm eigenmächtig und als Minderjähriger die Regirung, was gegen die Verfassung verstieß. Ich möchte lieber nicht erwähnen, daß er auch die liberale Regirung Awakumowitsch gesetzwidrig auf die Anklagebank brachte und sie dann, abermals gesetzwidrig, begnadigte. Es war furchtbar, zu hören, welcher Geist schon damals aus ihm sprach; eine wilde Tücke, wie sie vor ihm vielleicht nur noch in den neronischen Gemächern umging. Ein Minister meldete eines Tages, daß der wieder eingesetzte Metropolit Michael Schwierigkeiten mache; der König fragte, ob man den Pfaffen nicht mit einer Tasse Kaffee aus dem Wege räumen könne. Nach dem Staatsstreich kamen die Radikalen beim König in Gunst. Nach neun Monaten und zwei Ministerien sollten sie wieder fortgejagt werden. Wie macht man Das kunstgerecht? Ich höre lachen; doch Du lachst zu früh, Du in den Praktiken der Undankbarkeit erfahrene Kabinetskunst! Denn in der Verschlagenheit gab Dir dieser Knabe doch noch viel vor. Hinauswerfen, den man gestern ans Herz geschlossen: Das läßt sich leicht leisten; und was ist schließlich in einem monarchischen Lande eine Partei? Das nimmt man und spuckt es wieder aus, denn man weiß schon mit zwanzig Jahren: Eher wird eine Mutter den Dolch in das Herz des eigenen Kindes bohren, als daß ein patriotisches und in seinen jungen König verliebtes Volk aufhören wird, die Handlungen dieses Königs mit tausend Menschlichkeiten zu entschuldigen. Ist er nicht jung, heißt es dann, ist es nicht besser, er ist temperamentvoll und ungestüm? Wäre etwa zu wünschen, er zeigte schläfrige Nüchternheit? Um die Radikalen zu verabschieden, war also weder viel Muth noch eine besonders tückische Erfindungsgabe nöthig. Aber es handelte sich ja gar nicht um ihre Entfernung als Selbstzweck; um etwas Größeres gings: ein neuer Staatsstreich sollte gemacht, die vor neun Monaten feierlich mit der Hand auf dem Evangelium beschworene Verfassung gebrochen und die vom Jahre 1868, deren Aufhebung in blutiger Revolution erkämpft worden war, wieder dem Volk aufgedrängt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es schon erfinderischer Kraft: man mußte eine Staatsgefahr erfinden, deren Ursache eben der Radikalismus war, und plausibel machen, daß es ihr gegenüber

kein anderes Schutzmittel gebe als die Vergrößerung der königlichen Machtvollkommenheiten und die Rückkehr zur Thrannis von 1868. Das nun ist also die Frage, die ich an die Techniker der Staatsstreiche und Verfassungbrüche stelle: Wie kompromittirt man am hellen, lichten Tage eine redliche und loyale Partei und stürzt mit ihr zusammen die Konstitution, zu der sie steht, in den Abgrund? Nun, wozu lange Wege? Erinnert man sich vielleicht noch der Reise, die der König, umgeben von seinen radikalen Ministern, im Kreis Uzica machte? Alles war ahnunglos. Plötzlich, als man auf die Zlatibor-Höhe kam und die Wagen schon den Berg hinanklommen, hielt die königliche Equipage knapp vor einer Stelle, wo die Straße hart an einem Abgrund vorbeizieht, und — allgemeine Aufregung! — der König verließ den Wagen und ging weiter zu Fuß . . . Warum? Was war geschehen? Nun, ein Streich von der Art, wie sie Victor Hugos unsterblicher Graf Ahlefeld verübte; ich bemerke ausdrücklich, daß die Sache erhärtet und erwiesen ist. Man fingirte eine Verschwörung der radikalen Minister gegen das Leben des Königs. Im Auftrage des Königs verständigte ein Vertrauter eine dritte Person, daß hier, an dieser Stelle, mit Wissen der Minister die Pferde des königlichen Wagens scheu gemacht werden würden, und nachdem diese dritte, ahnunglose Person in heller Angst die Warnung wiedergegeben: konnte dann der König, den man in den Abgrund stürzen wollte, mit den Attentätern weiter zusammenbleiben? Und konnte er mit der Verfassung weiterregiren, die ihnen die Macht im Lande gab? Und so machte man also nach Zertrümmerung der Radikalen, wie früher nach Zertrümmerung der Liberalen einen gut verborgenen Staatsstreich, den nun ein fortschrittliches Ministerium mit einer fortschrittlichen Partei deckte, bis es sich schon nach einigen Monaten überzeugte, daß es einfach gefoppt war, weil man ihm das Versprechen einer Verfassungrevision, durch das es für den Staatsstreich gewonnen wurde, nicht hielt. Und so durfte man jetzt schon sagen: Meineid auf Schritt und Tritt; nur daß es eben noch größerer Leiden und Martern bedarf, bevor man sich entschließt, von seinem jungen König, dem man Treue geschworen, das Aergste zu glauben und aller Hoffnung zu entsagen. Denn was wußten wir serbischen Politiker, wie es im Herzen dieses Gesalbten in Wahrheit aussah? Wie sollten wir nicht hoffen und glauben, daß so viel Jugend, die wir liebten, sich am Ende doch zur Ruhe und Besonnenheit zurückfinden werde? Nachdem nach der ältesten (liberalen) und der zahlreichsten (radikalen) Partei nun auch die fortschrittliche mit der Schuld der Sanktionirung eines Verfassungbruches beladen und vernichtet worden war, rief der Ministerpräsident dieser fortschrittlichen Partei dem König bei der Verabschiedung, indem er das Kreuz schlug, zu: „Gott soll mich davor bewahren, Eurer Majestät noch einmal dienen zu müssen!“ Und doch diente man ihm wieder

wenn die Noth rief, denn man liebte ihn als den Vertreter der nationalen Dynastie. Sollten wir uns auflehnen und zu allem sonstigen Unglück auch noch neue dynastische Kämpfe heraufbeschwören?

Ich wurde sein Ministerpräsident — in drei Jahren der neunte! — und ich, Vladan Georgewitsch, der ich der Lebensgrenze nah bin, bezeuge hier vor Europa, daß König Alexander einen Mörder dang, um seinen Vater Milan zu ermorden. Ja, hört es, Ihr Majestäten, hört es, civilisirte Nationen, die Ihr jetzt die Selbsthilfe, zu der ein unglückliches Volk greifen mußte, als Uebermaß uneuropäischer Barbarei empfindet: König Alexander von Serbien und seine damalige Maitresse und spätere Frau Draga haben den Mörder Knežewitsch gedungen, um den eigenen Vater des Königs, den Schöpfer des neuen serbischen Königreiches, den ersten serbischen König nach dem Untergang des einstigen Kaiserthumes, feig und meuchlings zu erschießen.

Weil man sich gegen jeden Verdacht sichern soll, muß ich zunächst bemerken, daß selbst die Menschen, denen ich im Leben am Meisten wehgethan, meine Ehrliebe kennen. Wie meinem Lande und meinem König, so war ich auch treu meiner Ehre, und weil ich freiwillig Exil und Entbehrung auf mich nahm, als die brennende Schmach über uns hereinbrach, wird man mir auch glauben, wenn ich sage, daß ich nimmermehr diesem Könige gedient hätte, wenn ich die versteckten Verruchtheiten geahnt hätte, deren er vorher schon, dann aber, nachdem Draga ihn zu stacheln begonnen hatte, noch in hundertfach vermehrter Zahl schuldig war. Von meiner Politik, überhaupt von Politik kann ich nicht weiter sprechen; denn was soll jetzt Politik? Wir nähern uns dem rein kriminellen Gebiet. Von dem Verhältniß des Königs wußte man. Wen ging es an? Ist ein Minister berufen, die erotischen Abenteuer seines Herrn zu kontroliren? Wir hatten einen anderen Ehrgeiz und andere Gedanken, hatten als Minister des serbischen Volkes Anderes zu thun. Freilich: etwas Auffallendes hatte es in der Zeit dieses Verhältnisses doch gegeben. Nämlich die geradezu räthselhafte Erbitterung, womit der König plötzlich sein achtes Ministerium fortgejagt hatte, unmittelbar nachdem es ihm die Heirath mit der Prinzessin von Montenegro anrieth. Doch diese Erbitterung war eben räthselhaft; daß sie das Werk einer rachsüchtigen Maitresse war, ahnten wir nicht. Wer konnte an Draga Maschin denken? Ihr Leib war Gemeingut, ihre Vergangenheit stadtbekannt, von beiden Elternseiten her belastet — denn der Vater starb im belgrader Irrenhaus, die Mutter war eine Trinkerin —; Jeder wußte: eine hitzige Dirne. Auch Alexander wußte es; der verstorbene Kaufmann Kanara, der verstorbene Publizist Sima Popowitsch wußte es; viele Belgrader, die noch heute leben, wissen es aus persönlicher Erfahrung. Sie hatte ihren ersten Mann entehrt und ins Grab gebracht. Königin Natalie nahm Draga in ihren Dienst, um sie zu retten,

und die Gefallene blieb, was sie war: heute des Königs Maitresse, wie sie gestern Jedermanns käufliches Gut gewesen war.

Ich habe heute ein Volk vor Europa zu vertheidigen; nur deshalb erzähle ich hier von Dingen, von denen zu sprechen sich sonst wahrlich die Mannesehre sträubt. . . In der belgrader Vorstadt Englezovatz steht ein kleines Häuschen, in dem die größten Verbrechen, deren ich mich zu entsinnen weiß, ausgeheckt wurden. Die spärlichen Wanderer, die nachts durch diese Straße kamen, wunderten sich oft, vor diesem Häuschen einen Wagen zu sehen und unter den Fenstern zwei Männer, die oft Stunden lang warteten. Der Eine war in Civil und immer vermummt, der Andere trug die Uniform eines Artillerie-Offiziers und war der Kommandant der Gendarmerie, Oberst Marko Zinzar Markowitsch. Wenn ein Passant neugierig wurde und nach einigen Stunden wiederkam, sah er den Offizier allein auf- und abgehen; der Vermummte, der König, war dann bei seinem Liebchen. Eines Tages kam der Präfekt von Belgrad, Rista Bademlitsch, zu mir zum Rapport und fragte: „Wissen Exzellenz davon?“ Natürlich wußte ich und fragte, da ich ja ein europäischer Minister war, was sich denn die Polizei, wenn sie für die Sicherheit des Königs gesorgt habe, noch weiter um diese Jugendthorheit zu kümmern brauche.

„Aber Herr Ministerpräsident, wenn der König etwa auf die Idee kommen sollte — —?“

„Auf welche?“

„Nun, auf die Idee, diese Person zu heirathen?“

Der närrische Polizisteneinfall erbitterte mich und ich sagte: „Sie sind ein guter Polizeibeamter und brauchen als Solcher die Psyche des Königs nicht besonders genau zu kennen.“ Hatte ich Unrecht? Der König kannte Dragas Vergangenheit, wußte, sie konnte an Jahren seine Mutter sein, und wenn man auch aus unglücklicher Liebe einen Selbstmord begehen kann, so liegt doch kein Grund zu Exzessen des Gefühles vor, wenn man eine Geliebte schon von Biarritz her Jahre lang ungestört besessen hat. Der Ausgang zeugt wider mich: ich hatte nicht Recht; und wenn man will, kann man aus diesem Fall die Lehre ziehen, wie thöricht der Glaube ist, man habe sich als Staatsmann immer nur mit großen Ideen und bedeutenden Kräften auseinanderzusetzen. Glücklich Jeder, dessen Wirksamkeit in dieser Linie des wirklich Großen und Bedeutenden verläuft: wir serbischen Politiker, die wir nach bestem Wissen für unser Volk strebten und auch Kräfte und Gaben unser Eigen nannten, wir mußten Alle, Alle an einem elenden und erbärmlichen Buhlgetändel scheitern. Und wenn es nichts weiter gewesen wäre: was läge an unseren Personen? Aber aus dieser lasterhaften Liebe erwuchsen ungeheure Verbrechen. Ja, mein lieber Bademlitsch, der Du heute schon tot bist: an Deinem Grabe leiste ich Dir Abbitte; denn die Polizei behielt Recht und die

Psychologie Unrecht. Eines Tages wurde ein Fühler ausgestreckt. König Milan schöpfte Verdacht, witterte den Heirathplan seines Sohnes und erklärte das ganze serbische Volk und er selbst werde gegen einen so unsäglich beschämenden Wahnwitz Maßregeln ergreifen. Darauf wurde Alles wieder still und nie vorher hatte der Sohn sich dem Vater so zärtlich ergeben gezeigt. Da feuerte plötzlich der Mörder Knežewitsch seine Schüsse auf Milan ab. . . Und weiß man, was weiter geschah? Die Revolverkugeln trafen nicht gut, Milan wurde nur leicht gestreift und sein Adjutant Major Lukitsch schwer verwundet. Was also thun, um den Verdacht von den Urhebern abzulenken? Nun: der Mörder mußte über sein Schicksal beruhigt und zu einer falschen Aussage bewogen, die Leute, die ihn geworben, mußten beseitigt, der Verdacht auf die Radikalen abgelenkt und der höchste Schmerz kindlicher Liebe vorgegaukelt werden. Und siehe: es gelang! Ich war damals nicht in Belgrad; in Marienbad traf mich die Nachricht von dem Geschehenen, und als ich zurückeilen wollte, befahl mir der König telegraphisch, zu bleiben, „weil Ihre vorzeitige Rückkehr die Lage in den Augen des Auslandes viel kritischer erscheinen ließe, als sie de facto ist." Und da begab sich Folgendes: Der Mörder Knežewitsch, der Alberne, der noch auf der Richtstätte lächelte, weil er die Begnadigung und die darauf folgende Belohnung mit Sicherheit erwartete, wurde von dem Peloton rasch getroffen und der schabatzer Präfekt Andjelitsch, der um die Sache wußte, wurde erdrosselt aufgefunden. Und der liebreiche Sohn? Der bot ein Schauspiel, wie Menschenaugen es seit den Tagen des Caligula nicht mehr gesehen hatten. Noch am Tage des Attentates wurden die Minister zum König befohlen, der von ihnen die Verhaftung und Einkerkerung sämmtlicher radikalen Führer forderte. Sie waren entsetzt. Wo waren Schuldbeweise, wo auch nur Verdachtsgründe? Wie wollte man solche Massenverhaftung rechtfertigen? Das Bedenken erbitterte den König. Sofort wurde der Kommandant der zweiten Kavalleriebrigade, Oberst Alexander Konstantinowitsch, in den Saal gerufen und vor allen Ministern wörtlich so angeredet: „Wenn ich Dir jetzt befehle, die Hochverräter, die auf dieser Liste verzeichnet sind, noch heute Nacht erschießen zu lassen: wirst Du den Befehl ausführen?" Der Oberst war sprachlos, die Minister vor Schrecken außer sich; um ein fürchterliches Blutbad zu verhüten, willigten sie schnell in die Forderung; sie dachten: Od roba ikad, iz groba nikad (Aus der Gefangenschaft vielleicht, aus dem Grabe nie).

Meint der Leser, nun sei die Sache zu Ende gewesen? O nein; eine Steigerung folgt. Hat man schon die Radikalen: warum nicht auch das Letzte thun und sie radikal beseitigen? Deshalb Belagerungzustand für den belgrader Kreis und Berufung des Standgerichtes zur Aburtheilung der Attentäter; und als der Ministerrath und mit ihm der zunächst Betroffene, König

Milan selbst, in langer Berathung dagegen ankämpften und flehentlich, mit aufgehobenen Händen, vor einem solchen äußersten und durch nichts gerechtfertigten Schreckmittel politischen Hasses warnten, rief endlich der König: „Unter solchen Umständen bleibe ich nicht eine Minute mehr König von Serbien. Hier meine eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Abdankung!“ Und er legte die bereits vorbereitete Urkunde in die Hände des Kriegsministers Bučkowitsch. Heute weiß mans; aber damals wußte mans noch nicht: Wann und wozu hatte er die Urkunde vorbereitet? Damals wirkte es mit Blitzesgewalt, denn der König war noch nicht verheirathet, das Land hatte keinen Thronfolger, König Milan hatte erklärt, daß er selbst im Fall eines vorzeitigen Todes seines Sohnes den Thron nie wieder besteigen werde. Sollte man das Land einem Dynastiewechsel, vielleicht einem Bürgerkriege preisgeben? Man wagte es nicht und unterschrieb also schweren Herzens Belagerungzustand und Standgericht, — mit dem Vorsatz, durch eine gewissenhafte eigene Auswahl der Richter die Justiz vor einem Mord zu bewahren. Auch diese Hoffnung trog. Auf seinen geheimen Wegen drang dieses Regiment auch bis an den Richtertisch, und wenn vom Standgericht nur ein Einziger, der Attentäter, hingerichtet, alle Anderen zu Freiheitstrafen verurtheilt wurden, so hat Serbien für die Verhütung eines Massenmordes nicht dem König zu danken — denn er war fest entschlossen, Alle erschießen zu lassen —, sondern einzig und allein einem „Quos ego!“ des Kaisers Franz Joseph, der durch seinen Militärbevollmächtigten, den Major Hordliczka, dem König in Belgrad seine erhabene Meinung kurz und bündig sagen ließ.

Und König Milan, wird man fragen, wußte er von Alledem? Ja, er erfuhr davon gleich mir, nachdem wir Beide ins Exil gegangen und alle Vorgänge vor uns aufgedeckt waren. Wir schwiegen, denn wir liebten unser Land; aber heute, da ich das Wort ergriffen habe, um mein Volk gegen ein grausames und ungerechtes Urtheil zu vertheidigen, heute sage ich und heute schwöre ich: daß König Milan I, der in meinen Armen in Wien starb, knapp vor seinem Tode, also in einer Stunde, wo alle Sterblichen wahr sehen und wahr sprechen, mir gesagt hat: „Das letzte Attentat auf mich war das Werk Dessen, den ich in meinem Leben allein innig geliebt habe, es war das Werk meines einzigen Sohnes, für den ich vergessen habe, daß ich König gewesen bin, und dem ich, in Reihe und Glied tretend, zusammen mit Dir treu und ehrlich gedient habe. Das Attentat des Knežewitsch war von Alexander und seiner Draga vorbereitet.“

Und Europa? Europa beklagt das arme, schuldlose Königspaar. Europa hatte von diesen Dingen zur Zeit ihres Geschehens freilich keine Kenntniß; aber wars nicht an den übrigen, bekannten genug und ist es nicht zum Lachen, wie da eine ganze Welt heute vergißt, was gestern ihr allge-

meiner Ruf und Spruch war? O Pharisäerthum! Die Hand, die Dein Exponent, der in einem reinlichen Bett geborene Fürst Ferdinand, vor drei Jahren in Serbien küßte, war die Hand einer Dirne. Und wenn man an Maria Thereſia zu erinnern wagt, die der Pompadour Artigkeiten ſagen ließ, ſo frage ich: Hätte ſie ſie auch zur Schwiegertochter erhoben? Nein, dieſer Oberſt Zinzar Markowitſch, der unten auf der Straße im Koth auf Poſten ſtand, wenn oben die Zeit des Amuſements anging, war doch der größere Gentleman; denn als Alexander ſchließlich that, was er that, ließ dieſer Mann ſich für ſieben Jahre in den Kerker werfen, weil er wenigſtens ſchrieb, was er zu ſagen nicht den Muth hatte: daß nämlich ſolche Schande noch nicht dageweſen ſei. Ich weiß: in der Literatur denkt man heute über Dirnen anders. Preiſt ſie; aber müſſen ſie gerade Königinnen werden? Draga — wie drücke ichs nur aus? — war nicht nur eine gierige Geſchäftsdame, ſondern von einfach unbeſchreiblich ſchmutziger und ekelhafter Routinirtheit. Kennt Ihr alle Nuancen und Erfindungen des Laſters? Das war Draga. Hörtet Ihr jemals von der budapeſter Bänkelſängerin Roſa Benkö? Sie war eine dumme Schülerin neben der Frau auf dem ſerbiſchen Thron; ſonſt hätte ſie ſich nicht vor Lachen gewälzt, ſo oft ſie von dem ungeſchickten Alexander erzählte, ſondern gleich Draga gewußt, daß die Geduld, dieſe theure Göttin, Alles zuſammenbringen kann, wenn ſie ſich zur ſchmutzigen Dienerin des Feilſten und Gemeinſten macht. Roſa Benkö war die ungleich jüngere, ſchönere und lachte, wieherte. Draga, die doppelt ſo alte und verbrauchte aber wußte Beſcheid, wußte, wie man den durch eine üble Laune der Natur von den Frauen ferngehaltenen Männern den Schmerz erſpart und zum Genuß hilft. Und dieſe Routine wurde zum Schickſal eines Königreiches, und was ſich als Politik ſo hoch erhaben dünkt, mußte elendiglich ſcheitern, weil man vergeſſen hatte, ſich auch um die phyſiſchen Geheimniſſe eines Königs und die kundigen Witze einer Dirne zu kümmern. Was wußten wir? Serbien iſt nicht die Türkei und ſeine Miniſter waren nicht darauf dreſſirt, Schlafzimmergeheimniſſe auszuforſchen; erſt ſpäter erfuhr man, wie leicht es für den Chirurgen geweſen wäre, dieſem jungen König die Beſchämungen zu erſparen, die er bei allen Frauen erlitten hatte, — nur bei Draga Maſchin nicht. Sie allein lachte nicht, ſondern gewöhnte ihn geduldig — geduldig! —, ihr zu glauben, wenn ſie die Augen ſchloß und verzückt flüſterte: Saſcha, Du biſt ein Mann! . . . Ja, ſie war die beſſere Pſychologin. Als ſie eine Schwangerſchaft heuchelte, um einen franzöſiſchen Eiſenbahningenieur zur Heirath zu zwingen, kaufte ſich der Mann kurz und brutal mit fünfhundert Franken von ihr los. Als belgrader Bürger dieſen Vorgang dem König erzählt und ihn kniefällig gebeten hatten, Draga doch nicht zu heirathen, rief endlich Einer: „Herr, ſie iſt ja auch mit mir gegangen“, und nannte den Preis. Was

nützte es? Alexander war an sie gewöhnt und überzeugt, daß er nur mit ihr oder vielmehr nur bei ihr glücklich sein könne, und hatte inzwischen auch schon den schmerzlichsten Kursus, den es für einen Verliebten geben kann, durchgemacht. Denn als sie seiner sicher war und ihr aufdämmerte, daß bei kluger Erhitzung und Lenkung seiner Leidenschaften vielleicht selbst das Aeußerste möglich werden könne, begann sie, ihn schlau zu martern. Sie versagte sich ihm, hielt plötzlich viel auf ihre Frauenehre, ließ ihn nachts auf der Straße unten im Schnee oder im Koth warten und brach, wenn nichts Anderes half, in Thränen aus. Was, hieß es dann, war sie, die ihn so unsäglich liebte? Eine Entehrte; und er, der König, konnte, wenn er sie wirklich liebte, dulden, daß man sie seine Maitresse nenne? . . Die alten, tausendmal schon gebrauchten und doch immer untrüglichen Mittel. Die Spekulation schien nur an einem Umstande scheitern zu sollen; dem König fehlte der Muth, offen vor das Land hinzutreten und zu sagen: Erhebet auf Euren Thron eine Dirne! Oder vielleicht hätte der Muth nicht gefehlt; aber Milan, sein Vater, war da: und vor dessen Angesicht wagte er sich mit seinem Plan nicht. Zunächst mußte aus dem Herzen des Sohnes der letzte Rest kindlichen Gefühles gejätet, es mußte stetig und sicher vergiftet und mit Allem, was nur je Milan von seinen Todfeinden nachgesagt wurde, angefüllt werden. Noch mehr: er sollte seinen Vater leidenschaftlich hassen lernen; darum gefälschte Briefe, offene Postkarten und geschickt insinuirte und appretirte Zeitungartikel aus fremden Blättern, in denen zu lesen stand, daß Milan der wahre König, Alexander nur eine Puppe in seinen Händen sei, ein Strohmännchen, das er schnell in die Kinderstube zurückschicken werde, wenn seine Zeit wieder gekommen sei. Und so ward Milan der Verbrecher, ward er der Hochverräther, der nur des günstigen Augenblicks harrte; und so konsequent, mit solcher Unerbittlichkeit, mit solcher eisernen und nie ausruhenden Geschicklichkeit wurde nun an der Seele dieses schrecklichen und entarteten Knaben herumgebohrt, herumgewühlt und herumgemeistert, daß Alexander schließlich die Erlaubniß gab, zur Ermordung des eigenen Vaters den Mörder Knežewitsch zu dingen. Und als das Attentat mißlang: was blieb da zu thun? Ein neues Attentat anzetteln? Das war doch zu dumm; die radikalen Führer saßen ja schon im Kerker; auf wen wollte man da die Urheberschaft laden? Schnell also einen anderen Ausweg. Wovor zittert ein Thier? Vor dem Auge des Herrn; ist dieses Auge nicht da, so ists mit dem Zittern aus. Und das Auge war fern. Milan selbst und ich, der Ministerpräsident, wir weilten im Ausland. Weshalb? Als Unterhändler, als Freiwerber; Milan, der Verruchte, Milan, der seinen Sohn wieder vom Throne zu stoßen trachtete, wollte ihn jetzt mit einer deutschen Prinzessin verheirathen. Und während wir also — notabene: mit Wissen und Willen Alexanders — im Ausland waren, bekam er den nöthigen Muth und proklamirte seine Verlobung mit der Hure.

Sofort reichten alle Minister meines Kabinets und ich selbst telegraphisch Entlassungsgesuche ein. König Milan aber schrieb an seinen Sohn: „Nicht ein Musikfeldwebel, geschweige denn der kleinste Offizier der Armee, die ich zu befehligen die Ehre hatte, dürfte so heirathen, wie Euer Majestät heirathen wollen. Ich lege meinen Offizierdegen Eurer Majestät zu Füßen." Die Divisionäre von Belgrad und Nisch nahmen den Abschied, der Gardekommandant, die Generaladjutanten, der Ordenskanzler, der ganze militärische und civile Hofstaat, bis zum Leibarzt herab, schieden aus dem Dienst und Alle, die der König zur Bildung eines neuen Ministeriums berief, sie Alle, Staatsmänner aller Parteien, lehnten einmüthig und ohne Ausnahme den Ruf ab. Und als der König erzählte, daß die Frau, die er liebe, von ihm schwanger sei, erwiderte man ihm, daß sie schon einmal eine Schwangerschaft geheuchelt habe und für fünfhundert Franken wieder schlank geworden sei. Und als man ihm weitere Vorstellungen machte, schrie er, er werde sie zur Königin machen, und wenn das Blut vorher in Strömen fließen müßte. Da entschloß sich das ganze Offiziercorps zu einer Aktion. Nachdem in allen Kasernen und Regimentern förmlich darüber abgestimmt und einstimmig erklärt worden war, daß eine solche Person wie Draga Maschin von der Armee nicht als Königin hingenommen werden könne, beschloß das ganze Offiziercorps, am folgenden Tage im Palais zu erscheinen, dem König den Beschluß der Armee mitzutheilen und, wenn er auch den Verzweiflungsschrei seines ganzen Heeres mißachten sollte, gemeinsam die Uniform abzulegen. Diesen Plan erfuhr man im Schloß. Man hatte nur noch eine Nacht zum Handeln: um jeden Preis also schnell ein Ministerium! Da alle Staatsmänner abgelehnt hatten, bot man die Ministerportefeuilles jungen Subalternbeamten an, die man nach Mitternacht aus verschiedenen Cafés-Chantants ins Palais holte. Und nun, Europa, höre: selbst ein gewesener Skupschtina-Stenograph, selbst ein wegen Unfähigkeit entlassener Legationsekretär fünfter Klasse, selbst ein Major und Flügeladjutant des Königs, selbst ein Herr, der Dragas Brautführer bei ihrer ersten Hochzeit gewesen war, ein ihr Verwandter und sogar der frühere Präsident des Standesgerichtes, der im Attentatsprozeß jedem Wink des Königs gehorcht hatte und wußte, was ihn erwartete, wenn er einmal nicht pariren wollte: selbst diese verzweifelten Existenzen wollten nicht um einen solchen Preis Minister werden. Erst als ihnen der König erklärte, der Kaiser von Rußland und der Präsident der Skupschtina würden seine Trauzeugen sein, erlahmte der Widerstand dieser kleinen Beamten und das Hochzeitministerium (Alexa Jovanowitsch, am zwölften Juli 1900) konnte gebildet werden. Und das Generalkommando der Armee? Ein Einziger nur entschloß sich zur Uebernahme: General Dimitrije Zinzar Markowitsch war der einzige Offizier der serbischen Armee, der sich in diesen fürchterlichen Tagen

auf die Seite Dragas und ihres Geliebten stellte. Aber freilich: dieser Eine hatte jetzt das Kommando über die ganze Armee; und nun spielte man das Prävenire und rief sämmtliche Offiziere in den Thronsaal; und bevor noch ihr Sprecher, der General Gjuknitsch, zum Wort gelangen konnte, las ihnen der König den Text des militärischen Treueides, den sie geleistet hatten, vor und schritt dann aus dem Saal.

Als der rechtgläubige Zar sich dann wirklich zur Trauzeugenschaft bereit erklärte, war der Widerstand aller Serben gegen diese ungeheuerliche Heirath gebrochen. Nur vier Männer zogen das freiwillig gewählte Exil dem Dienst unter solcher Königin vor. Was habe ich als Politiker meinem Volk geleistet? Wahrlich, ohne Affektation: es ist nicht viel. Aber wenn von den Männern gesprochen wird, die die serbische Ehre über Alles liebten, dann darf ich doch sagen: „Mein Volk, Deine Ehre habe auch ich heilig gehalten; denn auch ich war Einer der Vier."

Wozu hat nun König Alexander diese allgemeine Resignation, diese beispiellose Unterwerfung eines ganzen Volkes unter seine perverse Willkür benutzt? War es ihm wenigstens ernst mit dem in der Heirathproklamation ausgesprochenen Wunsch, sein Volk glücklich zu machen? Nein. Das erste Staatsgeschäft, das er in Angriff nahm, war die Verfolgung all Derer, die gegen die Heirath gewesen waren, namentlich aber des eigenen Vaters. Oberst Mischa Kumrijitsch mußte vor der zweiten Kavalleriebrigade den Befehl verlesen: König Milan sei „wie ein toller Hund niederzuschießen, wenn er versuchen sollte, zurückzukehren." Und Milan? Als ich in dem Artikel über die Frauen der Obrenowitsch von seinem wahren Wesen erzählte, wie wir, seine treuen Diener und Freunde, es kannten, glaubten mir Viele nicht; das Bischen Wahrheit muß ja stets da vergeblich betteln, wo die prächtige Dame Verleumdung Platz genommen hat. Milan wurde, nach der Verlesung des blutschänderischen Befehles, gebeten, zurückzukehren und uns von all der Schmach zu befreien. Er aber antwortete: „Ich bin ein zu guter Soldat, um gegen meinen König zu rebelliren; ich bin ein zu guter Vater, um gegen meinen eigenen Sohn zu handeln; ich bin ein zu guter Serbe, um die Fackel des Bürgerkrieges in mein Vaterland zu schleudern. Ich lasse meinem Sohn das Verdienst, gegen mich zu handeln, wie er thut. Gott wird sein Richter sein." Aber er hats nie verwunden. Und als dann Alexander die Thronrede hielt, in der er den eigenen Vater moralisch zu töten versuchte, da wirkte dieses unerhörte Wort auf Milan wie tötliches Gift. Bald danach ist er gestorben. Wir nannten es eine Lungenentzündung. Daß aber das Herz, dieses eiserne Herz, das so viel ertragen hatte, jetzt auch treulos wurde und feig nachgab: Das war das Werk dieser mörderischen Thronrede. Der Wunsch Alexanders ging in Erfüllung; sein Wort hat den Vater gemordet.

Das Treiben wurde nun natürlich noch toller. Auch die Königin Natalie sollte an die Reihe kommen. Im Staatsanzeiger erschien ein schamloser Artikel gegen sie; und ihrem Kämmerer, dem Obersten Simonowitsch, der für sie ein paar vertheidigende Worte zu stammeln wagt, wurde vom König vor Zeugen ins Gesicht gebrüllt: „Ich weiß ja, sie ist Deine . . . !" Weitere, geradezu aberwitzige Schimpfreden folgten; und die Frauenehre der unglücklichen Natalie war doch selbst ihren erbittertsten politischen Gegnern immer heilig gewesen. Ists da ein Wunder, daß sie dem Requiem fern blieb, das nach dem Tod ihres Sohnes in Paris veranstaltet wurde? . . Man kann sich vorstellen, wie der König, der so gegen seine Eltern verfuhr, mit Anderen umsprang. Seine nächsten Verwandten, seine Minister und Gesandten, seine besten Offiziere wurden vor Deputationen, in gekauften Hofjournalen, in offenen und chiffrirten Telegrammen des Königs als Verräther und gemeine Diebe gebrandmarkt und die Ehre ihrer Frauen und Töchter in Zeitungen und auf Straßenplakaten in den Koth gezerrt. Einzelne dieser Frauen und Töchter wurden auf die Polizei geschleppt, um sich gegen geheime Denunziationen zu vertheidigen. Der feste Glaube der Kinder an die Ehrenhaftigkeit ihrer Eltern wurde durch öffentliche Aussprüche des Königs erschüttert. Offiziere und Beamte sahen sich vom Hofe gezwungen, Verlobungen rückgängig zu machen, wenn ihre Braut einer mißliebigen Familie angehörte. Der General Milovan Pawlowitsch, der zwei Jahre lang die Ungnade des Königs muthig ertragen hatte, wurde schwach, als er merkte, daß seine Standhaftigkeit das Lebensglück seiner Tochter zerstöre: er kroch zu Kreuz, damit sein Kind den Mann heirathen könne, den sie liebte, — und wurde dann zum letzten Kriegsminister Alexanders ernannt.

Nun, Europa, kanntest Du all diese Dinge? Das Unbeschreibliche ward hier Ereigniß. Tapferen, in drei Kriegen bewährten Offizieren wurde die Uniform brutal vom Leibe gerissen; der heutige Ministerpräsident drohte dem gestrigen mit dem Todesurtheil; Minister wurden zu siebenjähriger Kerkerhaft verdammt, andere aus dem Lande vertrieben; im Exil eröffnete man ihnen dann auf der Gesandtschaft im Namen des Königs, sie dürften niemals zurückkehren und hätten die nach Gesetz und Recht ihnen zustehende Pension verwirkt. Und das Volk? Es wurde gezwungen, durch „freiwillige" Beiträge für ein „Kavallerie-Regiment der Königin Draga" die Pferde zu kaufen, und die belgrader Kommune mußte das für die Kanalisation der Stadt bestimmte Geld für eine Yacht „Draga" spenden. Jeder Kreis hatte ein kostbares Hochzeitgeschenk zu liefern; und als einen Monat nach der Trauung schon der Staatsanzeiger die frohe Botschaft brachte, daß die Königin in der Hoffnung sei, sandte das Volk siebenzehn kostbare Wiegen dem glücklichen Paar ins Schloß.

Dürfen solche Gräuel denn wirklich ungesühnt bleiben? Giebt es in Europa ein Volk, das auch nur den zehnten Theil davon hinnähme, ohne die Bestie, die Schuld daran trägt, unschädlich zu machen?

Eine Frage an Herrn Marschitjanin, der während der ganzen Dragiade Präfekt von Belgrad war: „Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß König Alexander ihm den Befehl gab, alle Töchter eines gewesenen Ministers durch Gendarmen in ein Bordell schleppen zu lassen?“ Eins dieser Mädchen starb aus Gram. Herr Marschitjanin kann heute ja ruhig die Wahrheit sagen; um so ruhiger, weil er, menschlicher als die gekrönte Bestie, sich um den Befehl herumdrückte. Noch ein Prachtbeispiel fällt mir ein, ein wirklich lustiges. Um kurz zu rekapitulieren: Wir hatten unter Alexander ein erstes, ein zweites und ein drittes Staatsstreich-Ministerium; ferner ein Verlobung-, ein Hochzeit- und ein Hebammenministerium. In dem Hochzeitministerium nun, dem elften in der gesammten Reihenfolge der alexandrinischen Periode, saßen auch drei Radikale, — Radikale, die unmittelbar vorher im Kerker geschmachtet hatten, in diesem Schandministerium! Das ist schnell erklärt. Der König ließ sie holen und stellte sie vor die Alternative: entweder die Portefeuilles annehmen oder direkt aus dem Schloß zurück ins Gefängniß, wo sie auch ihre Brüder finden würden! So hat wenigstens Dr. Milowanowitsch, der noch Gesandter in Rom ist, seinen Eintritt ins Hochzeitministerium erklärt. Noch hundert, noch tausend ähnliche Gräuel könnte ich anführen. Der König hatte den letzten Rest von Scham verloren und tröstete sich über das Furchtbarste mit den Worten weg: „Svako csudo za tri dana (Jedes Wunder wird nur drei Tage lang besprochen).“ Wir hatten Regirungen, die sechs oder nur vier Wochen dauerten; und am Ende gings überhaupt nicht mehr. Als der belgische Gesandte seiner Regirung einen Staatsakt des Königs telegraphisch mittheilte, kam vom brüsseler Ministerium des Aeußeren die Rückfrage an den Gesandtschaftsekretär, ob sein Chef denn gesund sei; die Meldung hatte wie die Halluzination eines Wahnsinnigen geklungen. Der Leser merkt wohl, daß ich von der Polsterschwangerschaft nicht sprechen möchte; wo der Schmutz vermieden werden kann, soll man ihn meiden. Nur einen Punkt will ich berühren. Als der Kaiser von Rußland den Professor Snegirew nach Belgrad sandte, der die Betrügerin, nachdem sie sich lange gesträubt hatte, zwang, sich von seiner Hand untersuchen zu lassen, und den Schwindel aufdeckte, rief Alexander den Minister des Innern und befahl, Snegirew einsperren und durchpeitschen zu lassen. Wer die tragikomische Geschichte der Schwangerschaft auch nur im Gespräch erwähnte, wurde verfolgt. Personen, die zu Milans Leichenbegängniß nach Kruschedol fahren wollten, wurden durch Polizeigewalt daran gehindert; nach zwei Jahren noch galt Jeder, der das einsame Grab aufsuchte, als strafwürdiger Verräther.

Das Alles, Europa, geschah; in welchem anderen Land hätte man einen Bluthund wohl so lange am Leben gelassen? Wir mußten uns scheuen, in der Fremde uns Serben zu nennen; man lachte uns ins Gesicht und flüsterte: Draga! Unsere Staatsmänner krochen vor Rußland, um den Empfang der Königin-Betrügerin in Petersburg durchzusetzen. Vergebens. Dann krochen sie um die wiener Hofburg herum. Aber Kaiser Franz Joseph konnte nicht vergessen, was dieser Sohn und diese Schwiegertochter dem eigenen Vater angethan hatten, und das erbärmliche Paar kam nur bis Kruschedol. Ein Kothgebirge lastete auf unserem armen Land. Schließlich konnte überhaupt keine Regirung mehr gebildet werden; nur Leute, die keine Aussicht hatten, sich länger als zwei Wochen zu halten, nahmen noch Portefeuilles an; der König mußte zu Denen schicken, die er hinausgejagt und Diebe geschimpft hatte, und sie förmlich anflehen, wieder Minister zu werden. Und was konnten sie thun? Was alle wahren Freunde der Dynastie, alle Diener des Königs immer gethan hatten: mit aufgehobenen Händen und thränendem Auge den König beschwören, er möge geschwind den letzten Rettungweg betreten und sich von dem schlechten Weib trennen. Umsonst. Alexander und Draga hatten, weil ihnen in den letzten drei Jahren das Unglaublichste, das sie unternommen hatten — mit alleiniger Ausnahme des Empfanges an fremden Höfen freilich —, gelungen war, einfach den Verstand verloren; und so kamen sie schließlich auf den wahnsinnigen Gedanken, Nikodim Lunjewitza zum Thronfolger auszurufen.

Die Vorlage war schon fertig, die Eunuchen-Skupschtina gewählt, die selbst solches Gesetz angenommen hätte. Und dieser Tropfen brachte den Kelch zum Ueberfließen. Das wollte kein anständiger Mensch in Serbien. Das war zu viel sogar für einen Zinzar Markowitsch. Er, dessen Säbel jede Willensregung des Königspaares durchgesetzt hatte, prallte vor dieser Absicht entsetzt zurück und erbat — leider zu spät — wenige Stunden vor seinem tragischen Tode die Entlassung aus dem Amt. Warum entsetzte er sich? Woher der allgemeine Schreck? Was konnte dieser junge Mann, der hundert Laster und die abstoßende Unverschämtheit des Parvenus hatte, dem aber noch kein Verbrechen nachzuweisen war, dem Staat und dem Volk anthun, — nach allem vom König selbst ihnen Angethanen? Doch die Familie Lunjewitza war während der drei Draga-Jahre im ganzen Volk so verhaßt geworden, daß der Gedanke, von ihnen beherrscht zu werden, zum Bürgerkrieg führen konnte. Um dieser Sippe willen Bürgerkrieg? . . Wie ein Blitz in pechschwarzer Nacht beleuchtete diese Aussicht den Serben Alles, was sie erduldet hatten, und der Selbsterhaltungtrieb eines ganzen Volkes, die legitimste Nothwehr einer Nation und eines Staates führte die Katastrophe herbei, die eine ganze Dynastie in den Abgrund warf. Was in der Nacht nach dem zehnten Junitag im belgrader Konak geschah, war nicht das Werk einzelner Menschen, sondern die Verzweiflungthat eines um seine Existenz kämpfenden Volkes.

Verdienten nach göttlichem und menschlichem Gesetz zwei Verbrecher wie Alexander und Draga, eines natürlichen Todes zu sterben? Und wenn ihre Richter Mordbuben waren: was — der Herausgeber der „Zukunft" hat schon die Frage gestellt — was war dann Junius Brutus? Man sehe doch, wie diese Mordbuben vorgingen. Suchten sie persönlichen oder politischen Nutzen? Nach vollbrachter That zwangen sie die Politiker nicht einer, nein: aller Parteien, auch der republikanischen, mit gespanntem Revolver, sich zu einer provisorischen Regirung zusammenzuthun, die also wirklich das ganze Volk repräsentirte. Mordbuben, Staatsstreichmänner vom Schlage Alexanders hätten die Macht an sich gerissen. Diese hier sprachen: „Wir haben mit Einsetzung des Lebens unsere Pflicht gethan. Nun walte Du, Volk, selbst durch Deine Vertreter des Amtes und gestalte Dir frei Dein Schicksal!" Und beschimpft man diese Armen und wirft ihnen vor, sie hätten zu viel Blut vergossen und den Treueid gebrochen, so antworte ich: Wäre es besser gewesen, sie hätten die Verbrecher am Leben gelassen und über die Grenze gebracht, wo der lebendige Alexander und die lebendigen Lunjewitzas eine ständige Gefahr sowohl für Serbien als auch für die Ruhe Europas gewesen wären? Haben die Kämpfe zwischen den beiden Dynastien in den ersten hundert Jahren unseres staatlichen Daseins nicht schon genug Blut und Kraft gekostet? Sollten wir sie systematisch verlängern? Im Auslande war eine Kindesunterschiebung leicht zu machen. Draga wäre wieder schwanger geworden und wir hätten einen neuen Prätendenten und die Aussicht auf neue Wirren gehabt. Gewiß soll ein Eid heilig sein. Doch wenn der König seinen Eid bricht und zum Verbrecher wird, so hat er damit auch seine Unterthanen ihres Eides entbunden. Und dieser König war ein Verbrecher und Die ihn töteten, waren im Recht und handelten im Nothwehrstande, um das Vaterland zu retten, ihr Volk von einem Schandmal zu befreien.

Man verlangt Sühne für den „Mord". War Europa immer so bereit, Sühne zu fordern? Verlangte Oesterreich Sühne für die Hinrichtung Maximilians und den Wahnsinn Charlottens? Schrie man nach Sühne, als Paul I und Peter III ermordet, Iwan Antonowitsch zwanzig Jahre gemartert und schließlich getötet wurde? Nein. Obwohl Alexander I über die Leiche seines Vaters schreiten mußte, um auf den Thron zu gelangen, obwohl er die Mörder seines Vaters genau kannte, hat er sie nicht bestraft, sondern befördert; und Europa schwieg. Als Alexander von Battenberg Bulgariens Gebiet um das Doppelte vergrößert und die bulgarische Armee zu ungeahnten Siegen geführt hatte, wurde er von der selben Armee entthront und aus dem Lande geschleppt. Wurde dafür Sühne gefordert? Nein: als der vom Volk im Triumph nach Bulgarien zurückgebrachte Fürst in Petersburg Hilfe erbat, da bekam er die bekannte, kalt abweisende Ant-

wort und Rußland sorgte dafür, daß die treulosen Offiziere wieder in die bulgarische Armee aufgenommen wurden, und zwar mit dem Rang, der ihnen zugekommen wäre, wenn sie ununterbrochen treu und ehrlich gedient hätten. Ich könnte die Beispiele noch häufen. König Karl von Rumänien wollte nicht länger Inhaber unseres sechsten Regiments sein. Schön. Rumäniens Einheit ist das Werk Alexanders Cousa; und dieser Fürst wurde in einer Nacht von seinem Major Lecca entthront. Ließ Fürst Karl, der jetzige König, Lecca erschießen? Nein. Ganz köstlich ist aber, daß auch die Türken entrüstet sind. Hm . . . Wie entschuldigt man sich vor Denen? Ali, Ali Hassan und Hussein, drei Khalifen: ermordet; die Sultane Osman II, Ibrahim I, Selim III: ermordet; Selim I tötete seinen Vater, Mustapha IV all seine Söhne und der berühmte, gekrönte Ethiker, dessen Name mir entfallen sein mag, schlachtet seine siebenzehn Brüder ab. Noch nicht genug? Gut, noch ein Brausepulver: Bajazid II schreibt an den Papst Alexander den Sechsten: „Das Interesse Eurer Heiligkeit und das Interesse meines Bruders verlangen kategorisch, daß mein Bruder die nichtigen Güter dieser Welt mit den ewigen des Himmels vertausche" Und da der Brief mit sechzigtausend Dukaten beschwert ist, vergiftet der Papst den in Rom lebenden Bruder Bajazids. Der Koran sagt ausdrücklich: „Wenn zwei Khalifen leben, soll der eine ermordet werden; denn ein Mord ist besser als Unordnung." Mohammed II, der Eroberer Konstantinopels, befahl: „Nachdem wir die Meinung vieler Gesetzeskundigen erfragt haben, thun wir kund und zu wissen: Unseren erlauchten Nachfolgern soll erlaubt sein, die eigenen Brüder und sonstige Verwandte zu töten, sobald die Sicherheit des Thrones und des Volkes solche Maßregel erheischt." Und wie wars mit der Ermordung des Abd ul Aziz? Mit Murads Gefangenschaft? Mit der Abschlachtung der Hunderttausende armenischer Christen? Ward dafür Sühne verlangt und geboten? Nein. Wir aber sollen den tausendfach verschuldeten Tod eines Schandpaares sühnen.

Wir werden es nicht thun. Hätte Europa den König Peter gezwungen, die Retter des Vaterlandes vor ein Gericht zu stellen, dann wären nicht nur die Offiziere, die in den Zeitungen Mörder genannt wurden, auf der Anklagebank erscheinen: alle dreihundert Offiziere der belgrader Garnison, ja, das gesammte Offiziercorps der serbischen Armee hätte für sich die Ehre in Anspruch genommen, für das „Verbrechen" einstehen zu dürfen. Doch man setzt einen Orkan, der Schiff und Mannschaft verschlungen hat, nicht auf die Anklagebank. Der Perserkönig, der das unbotmäßige Meer peitschen ließ, hat sich für alle Zeiten lächerlich gemacht.

Gießhübl bei Karlsbad. Dr. Vladan Georgewitsch.

Selbstanzeigen.

Irrende Wandersleute. E. Pierson in Dresden. 1 Mark.

Als Probe die Skizze: „Zum Heil der Menschheit."

Er war von Anfang an kein Lebensdurstiger gewesen. Den gefüllten Becher der Lust hatte er verächtlich fortgestoßen. Sein edel entsagender, lichtentflammter Geist hatte ihn früh dazu getrieben, sein ganzes Dasein dem Dienste des Glaubens zu weihen. Wohl war er noch jung und lebensstark, der Mönch, der sich da eben in später Nachtstunde auf sein hartes Lager geworfen, und doch hatte er schon so viel gesucht und gerungen, gebetet und gepredigt im Kampf wider den Bösen und seinen Anhang. Emsig und heiß hatte er schon die Feder zur Vertheidigung des rechten Glaubens getummelt; so auch jetzt, da ihm der tückische Feind in neuer Gestalt entgegentrat. Drunten im fernen Niederlande war wiederum so ein Satansstreiter aufgestanden, der gotteslästerliche Dinge lehrte. „Zauberer und Hexen habe es nie auf dem Boden der Erde gegeben und Alle, die man um ihrer finsteren Werke willen gefoltert und verbrannt, seien unschuldig dahingefahren!" So schrieb jener Teufelsfreund. Da galt es, zum Heil der Menschheit rasch einen wuchtigen Gegenschlag zu führen. Und der junge Priester hatte Tag und Nacht gesonnen und gegrübelt. Er hatte gearbeitet und geschrieben, bis daß ihm Hand und Auge den Dienst versagten. Er hatte gefastet und gebetet, bis ihn des Heiligen Geistes Gluthfeuer erfüllte. Und all jenes Feuer und all seine flammende Begeisterung hatte er in ein Buch hineingegossen; sein Lebenswerk deuchte es ihm zu sein, das er da nach Rom vor den Stuhl Christi senden wollte, als einen gewaltigen, glockengleich dröhnenden Anklageschrei wider den vom Satan Besessenen.

Todmüde und erschöpft war er schlafen gegangen. Sein geschwächter Körper und sein vom Kampf matter Geist lechzten nach Ruhe und Frieden. Da stahl sich ein böses, banges Traumbild in seine Seele. Gott, der lichte Herr, war es selbst, der ihm erschienen, um ihm Geistesmacht zu geben über Alle, die mit ihm den Erdboden bewohnten. Da erhob sich kein Zweifler mehr wider des Glaubens Lehre, kein Widersacher stellte sich dem Heil der Menschheit entgegen, denn aller Unglaube war vertrieben und alle Ketzerei und Irrlehre war gestorben . . . Friede und Ruhe zog ein in das Reich des Menschengeistes, denn was er, der Eine, lehrte und schrieb, war unantastbar, und was er predigte, war Offenbarung für das ganze Menschengeschlecht. Und es war eitel Licht und Wahrheit im Christenlande . . . Bald aber begann sich sein eigener Geist zu regen und ruhelos zu drängen und zu hungern nach Kampf und Streit. Da hielt er Umschau rings überall, daß er einen Gegner fände, dessen Geist er in die Schranken rufen könne. Und siehe: er fand sich umschaart von einer glaubenden, demüthig frommen Menge, aber er sah Keinen, der bereit war, sich mit ihm zu messen. Eng und flach war das weite, wogende Menschengeistesmeer geworden. Ruhig und still lag das einstige Kampfesfeld da, ein Friedhof des freien Denkens. Denn all die ringenden Sucher und Zweifler waren vertrieben und gestorben. Er aber war allein und ohne Feind.

Laut aufschreiend war er aus seinem Schlaf emporgefahren, und als sein vom Traum umschattetes Denken zum hellklaren Wachsein aufgedämmert war,

als er sich wieder in seinem engen Gemach sah, umspielt vom Frühsonnenschein, der dort sein halbfertiges Werk überfluthete, da dankte er seinem Gott in heißem, brünstigem Gebet. Und er flehte um neuen und aberneuen Kampf und um Feinde.

Ein Jahr darauf schleppte man seinen Gegner, den Hexenfreund, als „des Unglaubens überführt", zum Scheiterhaufen. Der Menschheit Heil war gerettet...

Rudolf Schmidt.

Grundzüge zur Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses. Berlin, E. Ebering, 1903.

Schon im Jahr 1863 habe ich in meinem „System des Naturalismus" die Grundlinien für ein zeitgemäßes Strafrecht vorgezeichnet, wie sie nun in der neuen Schrift mit enthalten sind. Als wahre Motive des Strafrechtes habe ich, damals wie jetzt, das Bedürfniß persönlicher und das Bedürfniß possessorischer oder vermögensrechtlicher Sicherung der Staatsangehörigen bezeichnet. Nur wo gegen das Bedürfniß der persönlichen Sicherung gefehlt wird, wo es sich also um persönliche Vergewaltigung oder um Ehrverletzung handelt, erscheint die Freiheitstrafe als berechtigt. Durch meine neue Motivirung des Strafrechtes wird auch eine Umgestaltung der Lehre vom Dolus — und zwar im Sinn eines possessorischen Nothstandes — erforderlich. Für den Strafprozeß schlage ich Reformen vor. „Die Vereidigung der Zeugen im Beweisverfahren ist ganz zu beseitigen, da die Meineidstatistik die Werthlosigkeit dieses Beweismittels zur Genüge darthut, wobei noch in Betracht kommt, daß die Mehrzahl der geleisteten Meineide gar nicht zur Anzeige und Bestrafung gelangt." Die Reichsregirung hat jetzt selbst eine Kommission zur Vorprüfung der einschlägigen, von mir behandelten Fragen eingesetzt.

Tegel. Dr. Eduard Loewenthal.

Zur sozialen Bedeutung der Geisteskrankheiten. Ein allgemeinverständlicher Aufsatz. Preis 20 Pfennige. Verlag von Oskar Koselowski, Berlin.

Gewisse Grundthatsachen aus den krankhaften Geisteszuständen müssen der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Die Bedeutung der Vererbung wird erörtert; krankhafte Geisteszustände werden durch die Ehe nicht geheilt; sie können nur verschlimmert werden. Die Bekämpfung der geistigen Störungen und der Geschlechtskrankheiten hat zur Voraussetzung die energische Bekämpfung des Alkoholismus. Die Bestrafung der Vergehen, die im trunkenen Zustande begangen werden, lehne ich ab; nicht Gefängniß, sondern Heilanstalt. Der sexuelle Verkehr ist nicht für die Gesundheit des Individuums nothwendig. Die soziale Hebung des Pflegepersonales ist eifrig zu fördern. Dr. Otto Juliusburger.

Modernes Drama und Weltanschauung. Schaub, Düsseldorf 1903.

Einige Stichproben aus meiner Brochure: „Nur eine Untersuchung über das Verhältniß des genialen Dichterbewußtseins zur Gesammtbewußtseinslage der Zeit vermag die Stellung des modernen Dramas in dem heutigen Kulturzusammenhang und seinen künstlerischen Werth klarzulegen." „Was in einem der modenen Alltagsdramen steht, würde ein Klassiker in einem Verse sagen."

„Einen künstlerischen Fortschritt zeigen diese Dramen (der letzten Periode Ibsens), weil in ihnen nicht mehr auf niedrigerem Niveau stehende Lebensfragen oder Einzelideen zum Vorwurf dienen, sondern vielmehr das Lebensproblem des Adelsmenschen unserer Uebergangsepoche.“ „Das also erscheint als das Fazit unserer Analyse: es ist der echte moderne Geist, der durch die Dramen weht, es sind die Schläge einer aufstrebenden Weltanschauung gegen alte, privilegirte Dogmen, die in ihnen ertönen. Doch der verdienstvolle Kampf wird zum einzigen Ziel; die wahre Poesie leidet darunter und es ist für sie noch kein Böcklin erstanden, der diesem Kampf die poetische Weihe geben, der den neuen Typus Mensch in seiner ganzen Vollendung den Menschen vor Augen führen könnte.“ „Erst die Lyrik verleiht dem Drama seine höchste Stellung in der Dichtkunst, scheidet es von dem beschaulich ruhigen Epos oder bewahrt es vor einer im Grunde unkünstlerischen, begrifflich konstruktiven Behandlung von Problemen.“

Köln am Rhein. Dr. Ludwig Coellen.

Annie Bianka. Eine Reisegeschichte. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Eine kleine, tolle Geschichte von einer jungen Doktorin der Philosophie, die eigentlich die geborene Tänzerin ist. Diese merkwürdige Entdeckung machte sie auf einer Rheinreise, während einer strahlenden Nacht in der düsseldorfer Ausstellung. In einer ihr völlig neuen Umgebung, umfluthet von einem Meer von Sinnlichkeit und Lebensfreude, zum ersten Mal begleitet von einem von ihrer Weiblichkeit entflammten Mann: das Alles zusammen treibt eine Menge neuer, seltsamer Geisterchen aus ihr ans Licht. Als man sie, auf ihren Beruf rathend, für eine Tänzerin hält, schlüpft sie in toller Laune in dieses Kostüm. Ja, sie wird so sehr vom Geiste dieser Nacht mit fortgerissen, daß sie, da man eine Probe ihrer Kunst verlangt, wirklich tanzt. Wie sie durch eine intellektuale Vision zum Tanze dringt, wie sie den „Gott“ in sich fühlt, der alles körperlich Schwere, „Das, was im Staube schleift, die Sklavenkette, die den tanzenden Fuß behindert“, von ihr nimmt, so daß sie, die Jahre lang nur ein stilles Gedankenleben geführt, wahrhaft hinreißend tanzt und die Probe besteht, wie sich ihr schließlich Wirklichkeit und Vision vermengen, so daß sie selbst nicht mehr weiß, ob sie heute Abend gelogen hat „oder ob vielleicht alles Andere eine Lüge gewesen, bis zum heutigen Tag“ —: Das soll den Kernpunkt dieser kleinen Geschichte bilden. Vielleicht ist Annie-Biankas Erlebniß nicht ganz so sonderbar, wie es scheint, vielleicht ist sogar etwas Typisches darin für eine neue weibliche Art, die hier und da bereits aufzutauchen beginnt und die es vermag, frühere Extreme, zwischen denen die Ueberlieferung dem Weibe die Wahl gelassen und deren äußerste Konsequenzen sich als Laster auf der einen und als Verkümmerung auf der anderen Seite darstellen, friedlich zu einen und dadurch die Entartung, die in ihrer Einseitigkeit lag, aufzuheben. In komplizirteren Naturen wohnen eben schroffe Gegensätze (nicht Widersprüche) hart neben einander. Das gerade ist das bewegende, unruhige, immer neu schaffende Element in ihnen: sie sind von einer Unzahl „Dämonen“ — im goethischen Sinn — besessen und mit nie versagender Aktivität lassen sie, ohne sich selbst zu verlieren, jeweilig einen der tausend Teufel, die in ihnen stecken, ans Licht heraus.

Wien. Grete Meisel-Heß.

Schmidt und Terlinden.

Während der ersten Schulferienwoche lauschten in Kassel und Duisburg die Geschworenen den Schlußvorträgen der Staatsanwälte. Was sie da hörten, hätte noch vor einem Jahr Jeden von ihnen in fieberhafte Aufregung versetzt. Mit der überzeugten und überzeugenden Redegewalt, deren ein rechter Staatsanwalt fähig ist, schilderten die Vertreter der Anklage die Schrecken des Katastrophenjahres; und durch den stillen Gerichtssaal schritt das gräßliche Gespenst des Elends, das die Bankbrüche über breite Schichten des deutschen Volkes gebracht hatten. „Was vergangen, kehrt nicht wieder; aber ging es leuchtend nieder, leuchtets lange noch zurück." So spricht der Dichter von „Erinnerung und Hoffnung". Doch die Leuchtkraft des Brandes, den entsetzt einst Aller Augen sahen, ist schnell ermattet. Schon ist man dabei, zu neuer Fahrt sich ein neues glückhaftes Schiff zu zimmern, und mag durch Erinnerungen an die Tage, da das vorige Fahrzeug auf Grund gerieth, sich die Hoffnungfreude nicht trüben lassen. Schmerz und Zorn sind längst schon verbraust, und wie laut der Staatsanwalt auch wettern mag: lieber als auf ihn hört der Laienrichter auf den Vertheidiger, der für mildernde Umstände plaidirt. Das erklärt, warum Schmidt, der Mann der Trebertrocknung, mit einer relativ geringen Strafe davonkam; auf zwei Jahre und acht Monate wurde er ins Zuchthaus geschickt. Dieses Urtheil wurde gerade in dem Theil der Presse zu mild genannt, der täglich in hohen Brusttönen die kapitalistische Weltordnung preist. Den lieben Leuten kann keine Strafe hart genug sein; sie denken: je tiefer der Fall des armen Sünders, je lauter unser Fluchgeschrei, um so heller leuchtet neben solcher Pechschwärze unser eigener Glanz. Doch nach den landläufigen Begriffen ist das Urtheil wirklich mild. Heutzutage werden ja Arbeiter wegen unbeträchtlicher Strikevergehen ins Zuchthaus geschickt. Der schöne Wetteifer aber, den Juristen und Journalisten jetzt im Streben nach strengen Strafen zeigen, könnte nachgerade zu dem Wunsch führen, Strafrichter und Zeitungschreiber möchten gezwungen werden, ein Jahr ihrer Vorbereitungdienstzeit im Zuchthaus zu verbringen; vielleicht würden sie dann am eigenen Leibe spüren, was solche Strafe für einen sterblichen Menschen bedeutet.

Nach zwei Seiten hat, in den vom Gesetz bestimmten Grenzen, der Strafart und Strafmaß erwägende Richter auszuschauen: er muß die Intensität des verbrecherischen Willens und die Folgen des Verbrechens prüfen. Eigentlich sollte es gar nicht die Aufgabe des Kriminalisten sein, die Folgen einer Strafthat festzustellen; er läßt sich dabei nur allzu leicht von sozialen Urtheilen oder Vorurtheilen, von Sentiments und Moralpredigerneigungen leiten. Deshalb ists schon gut, wenn der Spruch in einer Zeit gefällt wird, wo die Erinnerung an die That bereits zu verblassen anfängt und die erste Hitze des Zornes verraucht ist; dann ist wenigstens kein aus jäher Wuth stammendes Urtheil zu fürchten. Kämen die Angeklagten vor von der Massenempörung fanatisirte Richter, so könnten sie auf eine unbefangene Beweiswürdigung kaum rechnen. Die endlose Dauer der Voruntersuchung, die bei allen sensationellen Bankprozessen der letzten Jahre gerügt werden mußte, hat also wenigstens eine gute Seite. Wenn den kasseler Richtern die Jammergestalten der abertausend Familien vorgeschwebt hätten, die durch den Zusammenbruch der Trebertrocknung-Gesellschaft und ihrer

Helfershelferin, der Leipziger Bank, ins Unglück gestürzt worden sind: das Urtheil wider Schmidt hätte schlimmer gelautet. Jetzt aber, nach so langer Zeit, sah man mehr auf die Stärke des Verbrecherwillens; und von diesem Standpunkt aus scheint das Urtheil mir durchaus gerecht. Als ich hier die Tragikomoedie der Trebertrocknung erzählte, sagte ich schon, Schmidt dürfe nicht einfach als ein gemeiner Betrüger betrachtet werden. Den Psychologen, vielleicht auch den Pathologen muß die Gestalt dieses Mannes interessiren. Man denke nur an die Briefe, die er an den Konkursverwalter schrieb: solche Frechheit sah man selten solchem Optimismus vereint. Daß sein System, die Verschachtelung von Tochter- und Enkelgesellschaften, eines Tages zusammenbrechen müsse, wußte Schmidt sicher; die dreisten Fälschungen und kaum noch verborgenen Schiebungen der letzten Treberepoche sind aber nur zu begreifen, wenn man annimmt, der Mann habe sich Jahre lang selbst getäuscht. Der vor den Richter gestellte Angeklagte muß darauf gefaßt sein, daß ihm Handlungen, die bei jedem Anderen ganz natürlich scheinen würden, als schwer belastend vorgehalten werden. Ein Beispiel aus einem Defraudantenprozeß, der sich neulich in Moabit abspielte. Der Angeklagte hatte, als er verhaftet wurde, versucht, sich mit einem Revolver zu erschießen. Mit der ernstesten Miene von der Welt fragte ihn nun der Vorsitzende: „Haben Sie sich denn nicht selbst gesagt, daß es richtiger ist, die Strafe zu verbüßen, als sich das Leben zu nehmen?" Psychologisch ungefähr eben so werthvoll war die Forderung des kasseler Staatsanwaltes, Schmidt hätte, als er den Selbstbetrug endlich erkannte, seine Schuld gestehen und den Bankerot nicht länger verschleiern sollen. Wäre der Gedanke nicht so verwünscht gescheit ... Der Sohn eines unscheinbaren Rechnungrathes hat sich zum gefeierten Bürger der Stadt Kassel emporgearbeitet; er spendet reichlich den Armen, stiftet Kirchenfenster, wird dafür mit dem Kronenorden vierter Klasse belohnt: und soll sich nun von der selbst gezimmerten Höhe freiwillig in den Abgrund hinunterstürzen? Das ist doch wohl eine allzu ideale Forderung. Schwer ist übrigens der Zeitpunkt zu finden, wo Schmidts Selbsttäuschung aufhörte und der bewußte Betrug anfing. Die Bilanz vom März 1900, die einen Gewinn von $5^1/_2$ Millionen deklarirte, mußte, nach dem Gutachten der Sachverständigen, mit einem Verlust von $34^1/_2$ Millionen abschließen. Das ist eine starke Leistung. Mit einem gewissen Recht konnte Schmidt aber sagen: „Ja, wenn die Herren alle Forderungen, die wir an die Tochtergesellschaften hatten, als Nullen in die Bilanz setzen, dann kommen sie freilich zu solchem Resultat". Die Hauptfrage war eben, ob Schmidt an die Lebensfähigkeit der Tochtergesellschaften geglaubt hat. Eine Weile gewiß; manches Geschäft schien ihm, als ers begann, sicher lohnend. Merkwürdig ist namentlich der Waldkauf im Ural. Vermittler war da ein Geheimer Staatsrath, der früher Erster Staatsanwalt in Riga gewesen war und später Direktor der russischen Tochtergesellschaft wurde. Schmidt sollte das Geschäft für eigene Rechnung machen, lehnte diesen Vorschlag aber ab, weil er zwar russischem, doch nicht deutschem Brauch entspreche. Den Wald, der acht Millionen Rubel werth sein sollte, bot der frühere Staatsanwalt für eine Million zum Kauf an. Später erfuhr Schmidt freilich, nicht der Boden — der in die Schätzung einbegriffen war —, sondern nur die Bäume seien gekauft und auf die Deßjätine entfalle knapp der zehnte Theil der Bäume, die ihr zukämen. Das verschwieg er, in-

szenirte im März 1901 die Komoedie der großen Generalversammlung mit folgendem Festmahl und ließ für die Tochter in Memel die Bilanz skrupellos fälschen. Längst mußte er damals von der Werthlosigkeit des Bergmann-Patentes überzeugt sein; und weil er irgend ein Seil suchte, an dem er sich aus dem Sumpf herausziehen könnte, fiel er auf jede neue Erfindung herein. Ein Zeuge sagte aus, er habe Schmidt gebeten, an seine Thür schreiben zu lassen: „Bettlern und Erfindern ist der Eintritt verboten!" Der Trebermann aber ließ jeden Erfinder eintreten: vielleicht brachte ihm doch einmal einer die ersehnten Schätze ins Haus. Darauf hoffte er; wie ein frommer Pilger wartete er auf ein Wunder. Sonst hätte er nicht noch ein paar Tage vor dem Zusammenbruch dreißigtausend Mark, die er an rückständiger Tantieme und Gehalt zu fordern hatte, seiner um Bargeld verlegenen Gesellschaft gelassen.* Guter Glaube war ihm also nicht in allen Phasen seines bewegten Lebens abzusprechen; und die kasseler Hauptverhandlung ließ mindestens die Möglichkeit bestehen, daß Schmidt von den profitgierigen Erfindern, die sich an ihn drängten, übertölpelt worden ist.

Strenger als die kasseler mußten die duisburger Richter sein. Eine Strafkammer hätte Schmidt wahrscheinlich nicht als bewußten Betrüger bestraft; daß Gerhart Terlinden aber ein Schwindler böseſter Art ist, konnte nicht zweifelhaft sein. Dieser Mann hatte seine sechs Jahre Zuchthaus reichlich verdient. Schmidt blieb bis zum Schluß der Verhandlung äußerlich Gentleman; er bemühte sich, seine Freunde, sogar Herrn Exner, nach Möglichkeit zu entlasten. Terlinden benahm sich erbärmlich und verdarb sich durch den Versuch, alle Schuld auf seine Gehilfen zu schieben, was irgend noch zu verderben war. Auch hatte er, als Aktienfälscher, von vorn herein nach dem Gesetz eine schwerere Strafe zu erwarten. Den Glauben — den auch ich lange hegte —, Terlinden sei ein Optimist, der wirklich von seinen Unternehmungen Etwas gehofft habe, hat die Hauptverhandlung endgiltig zerstört. Terlinden ist das Musterbeispiel des Betrügers. Als er aus der Schlosserwerkstatt sich zum Revisor der Hütte „Gute Hoffnung" in Oberhausen aufgeschwungen hatte, mag dieser lustige Revisor die Schliche, die er verhindern sollte, nur beobachtet haben, um für sein künftiges Leben daraus zu lernen. Und er hätte diese Schule dann nicht ohne Nutzen besucht; denn was er an Schwindel, an frechen Fälschungen jeder Art geleistet hat, übersteigt alles bisher Dagewesene. Er hatte ein ganzes Fälscherbureau, in dem nicht nur falsche Aktien und Wechsel, sondern umfangreiche Geschäftskorrespondenzen hergestellt wurden, von denen nie eine Zeile geschrieben war und die nur den Zweck hatten, die in der Sorge um ihr Geld herbeieilenden Bankleute über den Stand des Geschäftes zu täuschen. Und mit der selben Eisenstirn stand er vor Gericht. Daß er Aktienduplikate angefertigt hatte, war, nach seiner Darstellung, die harmloseste Sache von der Welt. Wer ihn hörte, mußte glauben, die Frage, ob man die selbe Aktie zweimal drucken und ausgeben dürfe, sei zwar unter den Fachgelehrten streitig, werde in der Praxis aber täglich von tadellosen Ehrenmännern bejaht. Auch im Verkehr mit den Banken zeigte er eine beinahe heroische Kaltblütigkeit. Um seine Reitwechsel anzubringen, gab er sie für Waarenwechsel aus und ließ sich zu diesem Zweck Briefe schreiben, die solchen Glauben nähren konnten. „Man muß", schrieb er an einen „Geschäftsfreund", „die Banken in den Glauben versetzen, daß es sich um Waarenwechsel handelt. Wenn die Banken

die Vorlegung der Bücher verlangen, muß man sie ihnen durch Ausflüchte vorenthalten, überhaupt den Banken gegenüber so thun, als ob man unnahbar und als ob Einem an der Diskontirung gar nichts gelegen sei." An einer anderen Briefstelle sagt er: „Ganz besonders dem Vorstande der Reichsbank muß man solche Beweise vorführen. Die hiesigen Herren von der Reichsbank sind weise und schnüffelig." Vor Gericht verbat er sich, daß der Präsident immer von Reitwechseln spreche, während die Banksprache von Finanzwechseln rede. Das seien denn doch, meinte ein Sachverständiger, verschiedene Begriffe; Finanzwechsel kämen, als Nothbehelf, auch bei solventen Firmen oft vor. Der Herr hätte nur hinzufügen sollen: „Leider." Denn Finanz- und Reitwechsel haben im Grunde doch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit einander, und wenn man die Begriffe zu trennen sucht, fällt mir stets das alte berliner Possencouplet ein: „Was man in der Paddengasse Diebstahl nennt, heißt Unter den Linden Kleptomanie."

Terlindens Betrügereien haben nicht das große Publikum, aber die Banken schwer geschädigt. Verloren haben: Von der Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld 715435, Magdeburger Privatbank 611118, Deutsche Effekten- und Wechselbank in Frankfurt a. M. 215371, Norddeutsche Bank in Hamburg 208211, Veit-L. Homburger in Karlsruhe 564626, Von Beckerath-Heilmann in Krefeld 1287625, Hannoversche Bank 1172760, Schulze-Bolde in Bremen 400425, Diskontogesellschaft 400000, Amsterdamer Bank 22030, Robert Suermondt in Aachen 1003266, Robert Warschauer & Co. 1944000, Bank für Handel und Industrie 462937 Mark. Die erste Gründung hatte die Nationalbank für Deutschland gemacht, die sich aber noch rechtzeitig aus der Schlinge ziehen konnte. Auch der Barmer Bankverein verlor 1404000 Mark. Trotzdem ist Terlinden gerade auf die Banken nicht gut zu sprechen; aus Amerika schrieb er an seine Frau, er wolle jeden Schaden ersetzen, den Jemand durch ihn erlitten habe, denke aber dabei nicht an die Banken; denn „diese Hallunken haben mich bis nach Amerika getrieben. Deutsche Banken und amerikanische Rechtsanwälte könnten einander die Hände reichen." Zu diesen Schimpfreden lag nicht der geringste Grund vor. Im Gegentheil: die Banken sind dem Schwindler viel zu weit entgegengekommen. Seine Fälschungen waren ja so raffinirt, daß sie auch vorsichtige Leute täuschen konnten; aber die Banken wären ihm doch nicht so leicht ins Garn gegangen, wenn er sie nicht schlau bei ihrem Konkurrenzneid gepackt hätte. So legte er, zum Beispiel, der Diskontogesellschaft einen gefälschten Brief der Bergisch-Märkischen Bank vor, worin ihm ein neuer Kredit von 600000 Mark zugesagt wurde, wenn er verspreche, künftig all seine Geschäfte bei ihr zu konzentriren. Das zog. Uebrigens nahmen die Banken von Terlinden Zinsen, wie sie sonst im regulären Bankgeschäft nicht üblich sind. Wer 15 Prozent fordert und erhält, weiß, daß er nicht mit einem feinen Schuldner zu thun hat, und darf sich nachher nicht auf unlautere Manöver berufen, deren Opfer er geworden sei. Es läßt sich nicht verschweigen: zugleich mit dem Fälscher ist in Duisburg die weit überwiegende Mehrheit der deutschen Bankwelt verurtheilt worden, die hoffte, an Terlindens hohen Zinsen sich von ihren faulen Spekulationen erholen zu können, und nicht merkte, daß der Wucherzins sie nur auf den Leim locken sollte. Plutus.

Schmock in Rom.

Montag, am dreizehnten Juli 1903, wurde Leo XIII im Berliner Lokalanzeiger von der zweiten in die vierte Spalte zurückversetzt: hinter den Geburtstag des Schwarzen Peters von Serbien, den Dampferunfall bei Trelleborg und die ungarische Obstruktion. Kein Wort erwähnte die Gründe der Degradation; doch der erfahrene Leser verstand sie, auch wenn er nicht an dem selben Tage in der Vossischen Zeitung den ernst rügenden Satz gelesen hatte: „Zehn Tage sind heute seit der Erkrankung des Papstes verflossen und noch dauert der Kampf des Todes mit der erstaunlichen Lebenskraft des Dreiundneunzigjährigen fort." Nicht ganz so mild hatte, schon ein paar Tage vorher, der Tadel im Berliner Tageblatt geklungen, als „unser römischer Korrespondent" stöhnte, auch die Journalisten würden den Tod des Papstes wie eine Erlösung begrüßen. Wirklich: es ging nicht länger. Die Ehrenwerthen, die zweimal täglich Annoncen mit begleitendem Text verkaufen, hatten es mit dem alten Manne so gut gemeint. Er bekam den besten Platz, durfte Inland und Ausland zurückdrängen, bis an die Grenze des Lokaltheils sich dehnen und hatte über Knauserei nicht zu klagen. Seit Girons Flitterwochen war nicht so viel telegraphirt worden. Und das Geistesheim gläubiger Leser wurde reichlich geschmückt: Leo als Jüngling, als Bischof, als Papst, auf dem Sterbebett; wir sahen die Bilder aller Kardinäle, die nach ihm die Tiara tragen könnten, und blickten mit frommem Schauder ins Sterbezimmer. Der Heilige Vater — so nennt ihn, mit den Katholiken der Erde, der protestantische Deutsche Kaiser — hatte eine gute Presse; kaum eine nicht unbedingt lobende Kritik. Natürlich aber erwartete man nun auch von ihm ein solchem Aufwand entsprechendes Wohlverhalten. „Schwankungen im Befinden" ließ man sich gern gefallen. Hundstage, wenig Stoff; und auf sechs Inseratenseiten muß doch eine Seite Text kommen. Auch hatte Schmock Zeit, nach Rom zu reisen und „Beziehungen anzuknüpfen", die während der Papstwahlwehen nützlich werden konnten. Doch was zu viel ist, ist zu viel. Sicher lags wieder an diesem verruchten Rampolla (dem deshalb jede Aussicht auf den Fischerring verhängt werden mußte); denn Leo selbst wäre nicht so taktlos gewesen, hätte, nachdem er in fast dreißig Jahren so Vieles gesegnet hat, sich nicht so lange gesträubt, endlich auch das Zeitliche zu segnen. Was bilden sich denn die Leute da unten ein? Woher soll man, wenn das Sterben kein Ende nimmt, die fürs Konklave nöthige Spannung holen? Und haben wir in Wort und Bild so oft Sterbezimmer und Sterbebett vorgeführt, damit Papa Leo gemüthlich leben bleibt und uns Alle auslacht? Schmock machte ja, was zu machen war. Er telegraphirte einfach Alles, Gutes und Schlechtes; aus den schmutzigsten Preßtümpeln Italiens trieb er die Enten zusammen und sandte sie, all in ihrer Lieblichkeit, seinen Landsleuten. Er erlas und erfand pointirte Worte des Papstes, ließ ihn aufstehen, schreiben, Verse diktiren, den Horaz lesen, scherzen und seufzen. Er stülpte den Doktorhut auf und sprach sachkundig über Diagnose und Therapie der Leibärzte. Er schilderte die beänstigende Erschöpfung der vatikanischen Hausbeamten und die unerschütterte Zuversicht der an Leos Bett gelassenen Kirchenfürsten. Und er wußte „aus einwandfreier Quelle", welcher Kardinal Frankreichs, Rußlands, Oesterreichs Kandidat sei und wessen Kandidatur „seit gestern absolut keine Chancen mehr" habe. Inzwischen schrieb zu Hause der erste Commis für den Leitartikel emsig Alles ab, was über Konklave, Vetorecht und ähnliche Dinge im letzten Jahrhundert irgendwo gedruckt worden war. Aber das Publikum ist so undank-

bar. Als es fünf Tage lang gelesen hatte, Schmock komme eben, fünfzehn Minuten vor zwei Uhr nachts, aus dem Vatikan, von Lapponi, Mazzoni, Rossoni, von einem nahen Verwandten des Papstes, von einem der höchsten geistlichen Würdenträger, und habe zu melden, was allem bisher Berichteten widerspreche, — als es diese Sensationen fünf Tage lang geschlürft hatte, wurde es stumpf, ganz niederträchtig abgebrüht und forderte unmuthig den ihm nachgerade doch zukommenden Leichnam oder ein neues Reizmittel. Schmock ist von der Mitschuld an dieser vorzeitigen Nervenlähmung nicht völlig freizusprechen. Die Gier, nur ja alles Erreichbare zu melden, hatte ihn verleitet, mitten in seine Fabelmären hinein zu rufen: „an zuständiger Stelle sei festgestellt worden, daß alle aus dem Krankenzimmer berichteten Details frei erfunden seien." So fand man denn zwei Spalten mit diesem frei Erfundenen gefüllt und in der dritten die Warnung: Alles Schwindel. Kein einziger Zeitungmacher entschloß sich, seiner Kundschaft zu sagen: „Ich schätze Euch zu hoch, um Euch die skandalöse Kost zuzumuthen, die mein Nachbar für den Pöbel feilhält. Der Greis im Vatikan hat, wie der ärmste Bettler, das Recht auf einen ruhigen Tod. Das schmähliche Geschäft, einen Lebenden einzuscharren und auf der rasch zugeschaufelten Gruft einen Hökerkram zu beginnen, mache ich nicht mit. Schmock weiß nichts, sieht nichts, hört nichts; Schmock kennt keinen Kardinal, keinen Leibarzt und lockt höchstens aus Wachtposten und Thürstehern orphische, mit drei Cigarren und einer Lire aufgewogene Weisheit. Schmock sitzt meist im Kaffeehaus und schreibt nach, was Kollege Schmockino ihm vorgeschrieben hat. Deshalb bringe ich Euch, hochansehnliche Damen und Herren, nur die amtlichen, von den behandelnden Aerzten unterzeichneten Berichte, lasse den Papst erst sterben, wenn er den letzten Athemzug gethan hat, und erspare Euch all das läppische Gerede über die richtige Diagnose, (die Lapponi, Mazzoni, Rossoni selbst Schmock nicht auf die prominente Nase binden werden) und über ein unerschautes Wunder (das gar keins ist; denn das letzte Leiden fettloser, zum Sehnen- und Nervenbündel entfleischter Greise von starker Vitalität zieht sich gar nicht selten sehr lange hin)." Keiner sprach so. Die Schamhaftesten schalten vorn über die Schande solcher Schnüffelei und ließen hinten den ganzen eklen Haufen abladen... Diesmal wars wirklich ein Markstein. So weit hatten wirs bisher nicht gebracht. Et voilà justement comme on écrit l'histoire. Zehn Tage lang umschleichen mindestens dreihundert Schnüffler den Vatikan und das Resultat ist: kein Mensch weiß, wie es um den Papst steht, ob er sich noch auf den Füßen halten, noch vernehmbare Worte sprechen kann. Macht nichts; wenn der zusammengeschleppte Stoff eine Weile gelagert hat, destillirt man daraus den köstlichen Heilstrank, so da heißet historische Wahrheit, und rechnet auch fürder den Geschichtschreiber zu den Kündern voraussetzungloser Wissenschaft. Schmock aber amusirt sich, auch der mossische, der Leos Tod wie eine Erlösung zu begrüßen gelobte. In Rom ists zwar heiß; doch man kann Spesen schinden, unter gutem Vorwand halbe Nächte verlungern, der ganzen berliner Redaktion, die Marschroute vorschreiben und dreißig- bis hunderttausend gebildete Europäer zum Besten haben; man ist der Herr Doktor, wird, weil man völlig unbekannt ist, hoch geschätzt und selten mit körperlicher Gewalt vor die Thür gesetzt; in den stolzesten Stunden kann man träumen, der leibhaftige Holzbock zu sein (Ixodes ricinus L.), „der sich an Menschen festsaugt und nur durch Betupfen mit Oel oder Benzin zu entfernen ist." Und allzu lange kanns ja nicht dauern. Die Kardinäle sind nun gewarnt. Wenn sie sich im Konklave nicht ein Bischen sputen, werden sie, wie der rücksichtlose Greis, der nicht pünktlich fürs richtige Morgenblatt sterben wollte, ohne Erbarmen von der zweiten in die vierte Spalte zurückversetzt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.